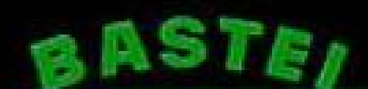
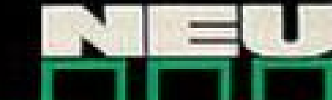
1,80 DM / Band 576
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 14,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Brennendes Blut

Frankreich F 6,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Brennendes Blut

John Sinclair Nr. 576

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 18.07.1989

Titelbild von Agras

Sinclair Crew

Brennendes Blut

Die beiden Vampire rollten in die Dämmerung hinein, die das allmählich entschwindende Tageslicht aufzufressen schien. Sie saßen auf dem Bock der Kutsche, hatten die Zähne gefletscht, hielten die Zügel straff und tankten die Kraft, die ihnen ein blasser, am grauen Himmel leuchtender Vollmond entgegenschickte. Ihre erste Aufgabe lag hinter ihnen. Nun konnten sie darangehen, den zweiten Teil des Planes in die Tat umzusetzen, die Besetzung der kleinen Stadt Lauder…

Furcht kannten sie nicht, obwohl sie wußten, daß sie erwartet wurden. Bestimmt waren die Einwohner informiert worden, zudem lauerten zwei gefährliche Gegner auf sie. Das alles konnte die Blutsauger nicht davon abhalten, ihrem unheilvollen Trieb nachzugehen.

Zudem besaßen sie einen Trumpf in der Hinterhand, der ihnen fast alle Freiheiten erlaubte.

Der Wagen rumpelte über den grauen Belag der Straße. Es war wesentlich kälter geworden als am vorherigen Tag, davon jedoch spürten die Vampire nichts.

Die Frau auf dem Bock besaß dunkle Haare, eigentlich ein orientalisches Aussehen. Fatima hieß sie.

Neben ihr hockte Richard, der Vampir mit dem Hut.

Richard und Fatima, zwei Blutsauger, die gekommen waren, um die Hölle zu bringen.

Sie kamen aus dem Sumpf, waren vorbeigerollt an den kleinen dunklen Seen, hatten sich mit dem Wind treiben lassen und sahen vor sich die Lichter.

Lauder lag wie auf dem Präsentierteller. Nicht überall brannte Licht. An vereinzelten Stellen, manchmal auch gehäuft, leuchtete der gelbweiße Schein durch die graue Düsternis.

Bisher hatte Fatima auf den Schleier nicht verzichtet. Sie schaute zu ihrem Bruder hin, dessen blasses Gesicht sich zu einem Nicken neigte, denn er wußte genau, was seine Schwester vorhatte.

Mit einer heftigen Bewegung fetzte sich Fatima den Schleier aus ihrem Gesicht. Er flatterte davon, ein Symbol für das Fortschleudern der Vergangenheit und das sich Einrichten auf die blutige Zukunft.

Sie drehte Richard den Kopf zu und präsentierte ihre beiden aus dem Oberkiefer ragenden Vampirzähne. »Der Meister wird nichts mehr dagegen haben, wenn ich mich so zeige.«

Rauh lachte Richard gegen den Wind. »Bestimmt nicht. Jetzt sind wir auf uns allein gestellt.« Er hob die Zügel an, ließ sie auf den Rücken des Pferdes klatschen und nickte in Richtung Lauder. »Da unten warten sie. Da sind die Menschen, die wir uns nehmen werden. Ich spüre ihr Blut, ich rieche es.«

»Aber sie werden uns erwarten.«

»Ja und nein. Vor allen Dingen warten sie auf das Fuhrwerk, Schwester.« Fatima wußte nicht, aus welchem Grund Richard so gellend und schadenfroh lachte. Sie sah nur, wie er noch einmal mit den Zügeln schlug, und sie tat es ihm nach.

Die Pferde spürten den körperlichen Befehl. Sie bewegten heftig die Köpfe, um Sekunden später ihre Gangart zu beschleunigen. Sie legten sich wesentlich stärker ins Geschirr, wobei die glatten Hufe auf dem Asphalt manchmal rutschten.

»Was hast du vorhin damit gemeint, Bruder?«
»Laß dich überraschen.«
Die Straße führte schnurgerade auf Lauder zu. Der Ort lag in einem weiten Hochtal, das im Norden von einer hohen Bergkette eingeschlossen wurde. Zum Süden hin, also nach England, war das Tal offen.
Beide Vampire stemmten sich gegen den Wind, ohne seine Kälte auf ihrer Haut zu spüren. Normale Menschen liebten das Tageslicht, sie nicht. Die beiden wollten die Dunkelheit und den gelben Mond am Himmel, denn sie zusammen gaben ihnen Kraft und Stärke. Da konnten sie sich am Licht des Mondes laben.
»Paß auf, Schwester«, sagte er plötzlich und lockerte die Zügel.
»Wenn ich das Kommando gebe, springst du ab.«
»Und weiter?«
»Wir lassen das Fuhrwerk laufen. Die Pferde finden den Weg, den sie gehen sollen, allein.«
»Das meinst du?«
»Ja, dessen bin ich mir sicher.«
Sie nickte. »Wie du willst. Ich habe dir immer vertraut, ich werde dir auch jetzt vertrauen.« Bei diesen Worten strich sie über ihre obere Zahnreihe, während in ihre Augen ein gewisser Glanz trat, den man als Vorfreude auf das frische Menschenblut ansehen konnte.
»Wenn sie versuchen, uns zu vernichten, müssen sie damit rechnen, daß auch die Geisel stirbt.« Richard mußte wieder lachen. »Das ist ja das Wunderbare. Ich weiß genau Bescheid. Das Spiel ist so raffiniert, daß wir nur gewinnen können. In der folgenden Nacht müssen unsere Feinde einfach zu Beschützern werden.«
Fatima hielt sich raus. Sie hatte Richard immer vertraut und würde es auch weiterhin tun.
Der Wagen rumpelte weiter. Das Geräusch der eisenbeschlagenen Räder wirkte wie eine Melodie, von der sie inzwischen jeden Ton auswendig kannten.
Vor ihnen lag Lauder, da waren die Menschen, da waren die Lichter, da ballte sich auch die Finsternis zusammen, und in diesen dunklen Ecken würden sich die Blutsauger aufhalten.
»Paß auf, Schwester!« sagte er. »Ich will nicht zu nahe heran. Es ist möglich, daß sie Wachen aufgestellt haben. Deshalb werden wir jetzt springen!« Er stemmte sich hoch.
Fatima zögerte noch. Ihr Bruder hatte Mühe, auf dem Bock das Gleichgewicht zu halten.
»Hoch mit dir!«
Auch sie stellte sich hin. Vorsichtig, leicht nach vorn gedrückt, um sich so schnell wie möglich festhalten zu können, wenn es nötig war.
Sie schielte auf Richard, der seinen Hut noch tiefer in die Stirn

drückte, als wollte er alles in seinem Gesicht beschatten.

»Jetzt!«

Er sprang. Fatima zögerte noch. Sie sah den Körper ihres Bruders in der Luft. Im rechten Winkel bewegte er sich vom Wagen fort. Ein Windstoß fuhr gegen ihn und bekam seinen langen Mantel zu packen, wobei er ihn in die Höhe wehte.

Dann war er verschwunden. Das Geräusch des Aufpralls ging im Rollen der Räder einfach unter.

»Los!«

Fatima glaubte, seinen Befehl gehört zu haben. Sie wuchtete sich nach links weg. Als sich ihre Füße vom Bodenbrett des Bocks lösten, hatte sie für einen Moment das Gefühl, fliegen zu können. Sich einfach hinwegtragen zu lassen, in das Dunkel der Nacht und von dort aus Grenzen zu fernen Reichen hin zu überwinden.

Die Dunkelheit schluckte sie. Sie war wie ein saugender Tunnel, der irgendwo ein Ende besaß, gegen das sie prallte. Dabei war es nur der Boden, dessen Härte sie zusammenbrechen ließ. Die Wucht schleuderte sie nach vorn, so daß ihr umhangähnlicher Mantel hochflatterte, um sie anschließend einzuhüllen wie eine Decke. Darin kam sie sich gefangen vor. Sie wollte in Richtung Straßengraben, wo sie zwischen hohem Gras und Unkraut liegenblieb.

Sie spürte keine Schmerzen, ihr war nichts passiert, ihr konnte nichts geschehen, sie blieb einfach liegen und wartete darauf, daß Richard zu ihr kam.

»Schwester!«

Er flüsterte ihren Namen, als er am Rand der Straße stehengeblieben war. »Komm hoch, Schwester, wir haben es geschafft.«

Noch lag sie auf dem Bauch. Fast schwerfällig wälzte sie sich herum, sah die ihr entgegengestreckte Hand, die sie ergriff und sich auf die Füße ziehen ließ.

Sie starrten sich an, lächelten…

Kalt leuchteten die dolchartigen Vampirzähne in der Finsternis.

Ein böses Omen für zahlreiche Menschen.

Fatima kletterte aus dem Graben. Richard legte ihr eine Hand auf die Schulter und drückte sie so herum, daß sie in Richtung Lauder schauen konnte.

Sie sahen die Lichter und auch den Schatten des Planwagens, der sich ohne seine grausame Fracht dem Ort näherte.

»Voilá, Schwesterchen!« flüsterte der Vampir mit einer kalten, rauhen Stimme. »Das blutige Spiel kann beginnen…«

***

Uns tönten die Schreie der von Kugeln getroffenen Pferde ebenfalls noch in den Ohren wie die Flüche von Sergeant McDuff. Zu einer

Gegenwehr kamen wir jedoch nicht, denn eine Gruppe von Menschen hatte uns überrascht.

Sie tauchten aus den dunklen Inseln zwischen den Häusern auf und hatten uns eingekreist.

Sechs Leute, mit denen wir, wenn es hart auf hart und zu einem Kampf ohne Waffen kam, bestimmt fertiggeworden wären. Sie waren jedoch bewaffnet, trugen Gewehre, Pistolen, auch Äxte und sahen aus wie verkleidet, denn einige von ihnen hatten sich Knoblauchstangen wie lange Ketten um die Hälse gehängt, als Schutz gegen die zu erwartenden Vampire.

Um es nicht zu einem Blutbad kommen zu lassen, ließen wir unsere Waffen stecken, standen aber wie auf dem Sprung.

Suko warf mir einen Blick zu und schielte dann nach unten. Ich kannte das Zeichen. Er wollte, wenn eben möglich, seinen Stab ziehen und magische Worte rufen.

Zunächst bewegte sich keiner von uns. Das war auch gut so, denn die Kerle sahen aus, als würden sie keinen Spaß verstehen. Sie hatten sich zu einer Bürgerwehr zusammengefunden, um Vampire zu jagen. Irgendwie konnte ich ihre Handlungen sogar verstehen, nur paßte es uns nicht in den Kram, daß sie sich den Blutsaugern stellen wollten. Einmal abgesehen davon, daß sie die Vampire tatsächlich erledigten, besaßen die Untoten noch immer einen gewaltigen Trumpf in der Hinterhand.

Es war Mary Sinclair, meine Mutter!

Derjenige, der sich nicht blicken ließ, der aber hinter allem stand, hieß Will Mallmann, ein ehemaliger Kommissar beim BKA, der zum Vampir geworden war und sich als der legitime Nachfolger des Blutgrafen Dracula ansah. Er hatte unter anderem das alte Blut der Dracula-Opfer getrunken.

Mallmann wollte eine Herrschaft der Vampire, natürlich mit ihm an der Spitze, doch zuvor mußte er seine gefährlichsten Gegner ausrotten. Das waren wir.

Mit seiner Intelligenz und seinem Wissen hatte er einen nahezu teuflischen Plan ausgeklügelt. Es war ihm gelungen, andere zu seinen Helfern zu machen und sie vorzuschicken. Er selbst blieb im Hintergrund, wo er geschickt die Fäden zog.[1]

An einem Faden hing meine Mutter…

Wenn wir Mallmanns Diener, ein Geschwister-Paar erledigten, würde er nicht zögern, auch meine Mutter zu einer Blutsaugerin zu machen. Das stand einfach fest.

Ich konnte mich an diese Tatsache nicht gewöhnen. Es hatte mir einen gewaltigen Schock versetzt, als ich davon erfuhr. Ich war fertig gewesen, down, aber gleichzeitig auch angestachelt, die Vampir-Geschwister zu fangen, obwohl ich damit auch nichts erreichen

konnte, was die Befreiung meiner Mutter anging.

Es hatte sich leider in Lauder herumgesprochen, was geschehen war. Sechs Männer hatten sich zu einer Bürgerwehr eingefunden, um die Vampirpest zu stoppen.

Anführer war ein stiernackiger Kerl namens Torry. Den Namen hatte ich von McDuff gehört, denn der Sergeant hatte ihn so angesprochen. Und Torry war es auch, der sich dem Polizisten näherte, den Lauf des Gewehres so weit vorgestreckt, daß er die Mündung gegen den Leib des Polizisten stoßen konnte.

McDuff zuckte kaum zusammen, als er den Druck und auch die Worte des Mannes vernahm. »Na, du rotbärtiger Bulle? Hast du noch immer so eine große Backe?«

McDuff holte Luft. Er sah aus, als stünde er dicht vor einer Explosion. »Torry!« keuchte er. »Torry, ich warne dich. Treib es nicht zu weit! Tu dir und den anderen selbst den Gefallen, das sage ich dir!«

Torry schüttelte den Kopf. Er sah aus, als würde sich eine Kugel bewegen. Er hatte einen runden Schädel, große Ohren und buschige Haare. Auf der breiten Stirn lagen Schweißperlen, was trotz der schlechten Beleuchtung zu erkennen war.

Die fünf Männer mit ihren Waffen waren keine Profis. Das aber machte sie so gefährlich. Sie standen unter Streß, unter einem ungemein starken Druck, und würden bei dem geringsten Fehler unsererseits durchdrehen. Wir konnten ihren scharfen Atem hören, denn sie stießen intervallweise die Luft aus, so daß die grauen Wolken vor ihren Lippen nie abrissen. Manche Gewehrläufe zitterten auch, gerieten aber nie aus der Richtung. Mehrere Mündungen glotzten uns an wie tote Augen.

McDuff schielte auf den ihn berührenden Gewehrlauf. »Gib endlich eine Antwort, verdammt!«

»Die kannst du haben, McDuff. Du weißt, daß ich dich nie leiden konnte…«

»Das ist bekannt.«

»Und deshalb wirst du jetzt nach meiner Pfeife tanzen. Ihr alle werdet nach meiner Pfeife tanzen. Wir haben in Lauder das Kommando übernommen. Wir wissen von dieser verdammten Vampirbrut, die uns überfallen will, und wir werden es nicht hinnehmen. Wir sind fest entschlossen, sie auszurotten.«

Ich meldete mich. »Hoffentlich übernehmen Sie sich da nicht!«

Er drehte nicht einmal den Kopf, als er mit mir sprach. »Du Dreckskerl aus London hältst dich raus!«

»Glauben Sie eigentlich, daß wir zum Spaß hier sind?«

»Diesmal sind wir besser!«

»Das habe ich gesehen. Ich frage euch, wo die beiden Blutsauger sich aufhalten. Auf dem Bock waren sie nicht, im Wagen auch nicht. Da

habt ihr wohl Pech gehabt.«

»Wir werden sie finden, Sinclair.«

»Klar, wenn es zu spät ist!«

McDuff versuchte es noch einmal. »Torry, ich würde dir raten, vernünftig zu sein. Noch kannst du alles richten, aber bald ist es zu spät. Verstehst du?«

Er kümmerte sich nicht um die Worte. Dafür rief er drei Namen, und die betroffenen Männer setzten sich in Bewegung. Sie verringerten die Distanz zwischen sich und uns, bedrohten uns hautnah.

Für mich stand fest, daß sie etwas Bestimmtes vorhatten.

Ein schmächtiger Mann, bei dem das Gewehr zu groß wirkte, drückte mir die Mündung dicht unter den linken Schulterknochen.

»Deine Kanone, Sinclair! Los, gib sie her!«

Auch McDuff hatte den Befehl gehört. »Perrish«, sagte er, »weiß deine Cilly eigentlich, was du hier treibst?«

»Und wie sie das weiß.«

»Ich glaube nicht.«

»Halt die Schnauze, McDuff!« schrie Torry dazwischen. »Wenn Robert sagt, er soll seine Kanone abgeben, dann muß er das tun.«

»Und ihr würdet tatsächlich schießen?«

»Ja!«

Das hatte entschlossen geklungen. Wenn möglicherweise nicht alle abdrückten, Torry jedenfalls stand dermaßen unter Druck, daß er nicht anders handeln konnte.

Natürlich wurden wir beobachtet. Die Menschen schauten aus den Fenstern. Manche hielten sich hinter den Gardinen versteckt, weil sie nicht gesehen werden wollten.

»Okay, Mr. Perrish, Sie bekommen meine Waffe«, sagte ich leise.

»Sie werden sie bekommen, keine Sorge.«

»Und der Chinese auch!«

»Klar doch, Meister«, erwiderte Suko trocken.

Wir bewegten uns langsam. Keiner sollte Verdacht schöpfen.

Wir holten unsere Berettas mit spitzen Fingern hervor. Torry, der günstig stand, konnte alles beobachten. »Jetzt werft sie weg!« befahl er.

»Wohin?«

»Weg, du Schlitzauge!«

Suko gab keine Antwort. Er schaute den Mann nur an. Verächtlich, das reichte.

Ich schleuderte meine Beretta als erster fort. Ihr Schwung wurde vom Kantstein des Gehweges aufgehalten. Sukos Beretta landete nicht weit davon entfernt.

»Gut«, lachte Torry. »Das ist sehr gut.« Seine Miene verschloß sich sofort wieder. »Aber ist das alles?«

»Ja!« sagte Suko.

»Ich glaube dir nicht, Chinese. Ich glaube dir kein Wort. Da schaut was aus deinem Gürtel hervor. Hol es raus, verdammt!«

»Was meinst du?«

»Das ist eine…« Er fand die Worte nicht.

Suko half ihm dabei. »Eine Peitsche!«

»Genau!«

Mein Freund nickte. »Wie Sie wollen, Torry. Kompliment, Sie sind schlauer, als ich gedacht habe.«

»Es gibt manche Leute, die sich in mir täuschen. Jetzt wirf das Ding endlich weg!«

Ich wußte natürlich, aus welchem Grund Suko so locker sprach.

Unbewußt hatte ihm dieser Torry die Chance gegeben, an seinen Stab heranzukommen. Er brauchte seine Hand nur in dessen Nähe zu schieben.

»Na, wird's bald!«

»Okay, Torry, du hast gewonnen.« Suko schob seine Hand vor – und rief ein bestimmtes Wort.

»Topar!«

***

Wieder war alles anders und trotzdem gleichgeblieben. Keiner konnte sich mehr rühren. Suko hatte nicht nur seinen von Buddha geerbten Stab berührt, sondern durch den Kontakt und das Rufen des Wortes seine Magie aktiviert. Jeder, der sich in Hörweite befand, erstarrte für die Dauer von fünf Sekunden.

Das hatte Suko gewollt, denn er als Träger des Stabs konnte als einziger agieren.

Und wie er das tat. Er rammte gegen Torry, der einfach umkippte, packte dann mich und hievte mich aus der Schußweite, bevor er auf die beiden Berettas zu jagte, um sie an sich zu reißen.

Leider konnte Suko nicht auf dem direkten Weg gehen, und fünf Sekunden sind verdammt kurz.

Was selten vorkam, trat in diesem Fall leider ein. Der Inspektor hatte sich und seine Schnelligkeit überschätzt. Er berührte die Waffen nicht einmal, da war die Zeit um.

Torry fluchte wild, ich konnte mich auch wieder bewegen, sah, daß ich nicht mehr bedroht wurde und hämmerte Perrish die Faust gegen die Brust.

Der kleine Mann konnte der Wucht nichts entgegensetzen. Er flog zurück und genau auf den sich bückenden Suko zu. Es war ein unglücklicher Zufall, jedenfalls kam Suko nicht mehr dazu, die Berettas an sich zu nehmen. Die Aufprallwucht trieb ihn zusammen mit dem schmächtigen Perrish auf den Gehsteig.

Ich bekam es aus dem Augenwinkel mit, denn ein anderer Kerl drehte sich und wollte auf mich anlegen.

Mein Schlag kann wie ein Schatten. Mit der Hand hämmerte ich gegen den Gewehrlauf, der aus der Richtung kam. Die Kugel löste sich trotzdem und fuhr schräg durch das Holz des Planwagens.

Dann hämmerten Schüsse!

Ich sah das Blitzen des Mündungsfeuers und hörte das Pfeifen des Bleis, so dicht feuerte Torry über meinen Kopf hinweg. Er war zurückgesprungen und brüllte: »Beim nächstenmal gibt es Tote!«

Das glaubte ich ihm aufs Wort. Der Kerl war wie von Sinnen und feuerte die letzte Kugel dorthin, wo sich Perrish und Suko befanden.

Das Geschoß hämmerte auf einen Stein und hinterließ eine helle Spur aus kleinen Funken.

Suko hatte sich auf den Rücken gewälzt. Unsere Waffen lagen noch immer in der Gosse, im Augenblick für uns unerreichbar.

»Bleib liegen, Chinese!« schrie Torry. »Bleib liegen und rühr dich nicht, verdammt!«

»Schon gut!«

»Du, Perrish, steck die Pistolen ein. Los, mach schon!« keuchte er, weil Perrish sich zu langsam für seinen Geschmack bewegte.

Der Bäcker mußte erst den Schock abschütteln. Als er die Waffen aufhob, wären sie ihm fast aus der Hand gerutscht.

Ich konnte mich nicht rühren, weil mich zwei Mündungen flankierten. Die Zeigefinger der Männer lagen an den Abzügen.

Als Perrish außer Reichweite war und auch das Gewehr wieder an sich genommen hatte, beschäftigte sich Torry mit Suko. McDuff stand daneben und kochte vor Wut. Auch ihn bedrohte eine Gewehrmündung.

»Weg mit deiner Peitsche, Chink!«

Diesmal zog Suko die Dämonenpeitsche hervor und warf sie auf Torry zu, der sie noch nicht aufhob. »Gut!« flüsterte er, »gut. War das die Waffe, mit der du den Trick versucht hast?«

»Sicher.«

»Ich glaube dir nicht, du hast noch etwas!«

»Dann durchsuchen Sie mich!«

»Nein, Chinese, nein!« Torry bückte sich, das Gewehr in Anschlag.

Er hob die Dämonenpeitsche auf und steckte sie nach außen in die linke Jackentasche.

Perrish hatte einen Bogen geschlagen und war wieder in unsere Nähe gelangt.

Allmählich erschienen auch die Bewohner wieder an ihren Fenstern. Während der Schüsse hatten sie zum Glück Deckung genommen.

Torry fühlte sich als Herr der Lage. Mit seinem Gewehr waren es sechs Schußwaffen, die man auf uns gerichtet hielt. Ein wenig viel,

wie wir fanden.

Torry sprach uns an. »Ihr habt ein verdammtes Glück gehabt!« flüsterte er, »ein verdammtes Glück, aber das wird nicht immer so sein. Ich gebe euch einen Rat. Für diese Nacht gehört die Stadt uns. Was am nächsten Morgen passiert, interessiert mich nicht, aber die nächsten Stunden sind die unsrigen.«

»Torry, du übernimmst dich«, sagte McDuff. »Du hast dir einfach zuviel vorgenommen. Der Schuh ist eine Nummer zu groß für dich, verstehst du das?«

»Bulle, du hältst dein Maul! Wir haben uns alles genau überlegt, und wir werden euch außer Gefecht setzen.«

»Wie denn?«

Torry lachte. »Das werdet ihr schon sehen. Stellt euch jetzt nebeneinander auf. Los, Sinclair, und der Chinese, ihr kommt zu diesem rotbärtigen Bullen!«

»Irgendwann wird dir der rotbärtige Bulle die Rechnung präsentieren, Torry. Dann kannst du dich warm anziehen.«

Der Stiernackige kreischte vor Vergnügen. »Du wirst mir noch dankbar sein, ihr alle hier in Lauder werdet uns dankbar sein, wenn wir die Stadt von der Vampirplage befreit haben. Dein großes Maul muß ich dir stopfen, McDuff!«

»Der Kerl ist nicht mehr normal!« flüsterte Suko mir zu. »Der muß einen Sprung in der Schüssel haben.«

»Ja, aber einen gefährlichen.«

»Leider!«

»Los, ihr beiden Superhelden, bewegt euch. Stellt euch zu dem Bullen hin.«

»Ja, ist gut!«

Wir gingen nebeneinander her. Auch die anderen fünf Männer hatten nach dieser für uns fehlgeschlagenen Aktion eine gewisse Sicherheit gewonnen. Wir sahen es ihren Gesichtern und auch den Bewegungen an, wie sie sich zur Seite drehten, um uns den nötigen Platz zu verschaffen.

Wir gingen durch die Lücke und auf Torry zu, der seine große Chance für gekommen sah. Er fühlte sich als König von Lauder. Etwas Westernhaftes hatte die Szenerie schon an sich.

Suko, McDuff und ich kamen uns vor wie die geschlagenen Helden nach einer harten Auseinandersetzung. Hinter uns gingen sie in einer Reihe und fast im Gleichschritt.

Ich mochte es nicht, daß die fünf Mündungen auf uns gerichtet waren. Einer der Männer brauchte nur für einen kurzen Augenblick die Nerven zu verlieren oder zu stolpern und aus Versehen abzudrücken. Für uns wäre das fatal gewesen!

Wir schritten über das etwas bucklige Straßenpflaster hinweg auf

McDuff zu. Daß er so reingelegt worden war, konnte er nicht begreifen. Selbst in der Dunkelheit konnten wir seinen hochroten Kopf erkennen und sahen auch den wütenden Glanz in seinen Augen.

Torry freute sich. Er war Sieger in diesem Spiel geblieben, das sich nicht nur zu unseren Ungunsten verändert hatte, auch zu denen meiner gefangenen Mutter.

Zum Glück hatte mein alter Herr das nicht mitbekommen. Er lag bei seinem Hausarzt in der Privatpraxis und kurierte eine Verletzung – wahrscheinlich eine Gehirnerschütterung – aus.

Neben McDuff mußten wir stehenbleiben. Torry schrie uns den schrill klingenden Befehl entgegnen. Dann bewegte er sich schleichend, geduckt und in einem Halbkreis.

»So habe ich mir das immer vorgestellt. Die drei großen Angeber kleinzukriegen.«

»Übernimm dich nicht, Torry!« sagte McDuff grollend. »Es kommen auch noch andere Zeiten!«

»Tatsächlich?«

»Ja.«

»Wann denn?« Er lachte meckernd. »Wenn der Winter vorbei ist – wie?«

»Nein!«

»Halt jetzt dein Maul!« Torry bewegte den Kopf so heftig, daß die Knoblauchkette von einer Seite zur anderen schwang. Von einem Augenblick zum anderen stand er wieder still. »Und jetzt werdet ihr dorthin gehen, wo dein Zuhause ist, McDuff!«

»Wieso?«

»In dein Office!«

Der Sergeant war etwas begriffsstutzig. »Was sollen wir denn da, zum Henker?«

»Das wirst du schon sehen, Bulle!«

»Der sperrt uns ein!« flüsterte ich McDuff zu. »Sie haben doch eine Zelle – oder?«

»Sogar zwei.«

»Na bitte.«

»Scheiße auch!«

Es blieb uns nichts anderes übrig, als den Befehlen des Stiernackigen zu folgen.

Unser Gang zum Office glich schon einem Spießrutenlauf, denn unsere Niederlage wurden von zahlreichen Augen beobachtet. Es war auch niemand da, der zu unsern Gunsten eingegriffen hätte.

Schwere Zeiten für die kleine Stadt Lauder!

Die Stille bedrückte auch mich. Ich spürte wiederum das kalte und enge Gefühl im Nacken, das meine Haut zusammenzog. Auf meinen Handflächen hatte sich Schweiß gebildet. Mal schielte ich nach rechts,

dann in die andere Richtung.
Licht schimmerte hinter den offenen Fenstern. Wie Figuren zeichneten sich die Körper der Neugierigen dort ab, als sie auf die Straße schauten und uns beobachteten.
Neben mir ging McDuff. Jeden seiner Schritte begleitete er mit einem wütend klingenden Keuchen. Wenn ich ihn anschaute, dann bewegte sich sein Mund, ohne daß er allerdings einen Laut hervorbrachte. Er stand einfach unter Dampf.
An der Bäckerei gingen wir vorbei. Der angebaute Wintergarten lag ebenfalls im Dunkeln. Wenn mich nicht alles täuschte, sah ich vor der Tür die Gestalt der Cilly Perrish, der Bäckerin. Ihr blondes Haar fiel direkt auf.
»Geht mal schneller, sonst ist die Nacht vorbei, und wir treiben uns noch immer hier herum!« Torry war leicht sauer. Ausgerechnet mir stieß er den Gewehrlauf in den Rücken.
Ich beschleunigte meinen Gang. Okay, die Beretta besaß er, aber waffenlos war ich trotzdem nicht. Er hätte noch nach dem Dolch schauen müssen und nach meinem Kreuz, dessen Berührung für Blutsauger absolut vernichtend war.
Über der kleinen Polizeistation brannte eine Lampe und streute ihr Licht vor den Eingang.
Vor der Tür blieben wir stehen. »Es ist abgeschlossen«, sagte Mc Duff.
»Dann öffne.«
»Gut, Torry!« Mit schweren Schritten ging McDuff vor und die Stufen hoch. An der Tür blieb er stehen. Seine Hand verschwand in der rechten Hosentasche, wo er den Schlüssel stecken hatte.
Er führte ihn in das Schloß und drehte ihn zweimal herum. Jetzt war die Tür offen. Mit der Handfläche stieß er sie auf.
Torry war vorsichtig geworden. Er ließ McDuff nicht allein gehen und blieb bei ihm, weil er damit rechnete, daß sich im Office noch Waffen befanden.
Wir mußten warten, bedroht von den fünf Waffenmündungen.
Der leichte Knoblauchgeruch der Stauden erreichte unsere Nasen.
Ich schmeckte ihn auch im Hals.
Knoblauch war seit jeher ein Schutz gegen Vampire gewesen, heute eigentlich auch noch. Hoffentlich auch bei den Blutsaugern, die zu Mallmanns Truppe zählten.
»Los, kommt rein!«
Aus dem Office brüllte der Stiernackige den Befehl. Ich hatte eine Frage an die Männer hinter mir. »Wer ist dieser Torry eigentlich? Euer großer Guru?«
»Nein, aber jemand, der sich nichts gefallen läßt.«
»Das haben wir gehört. Er haßt auch Menschen, die nicht aussehen wie er?«

»Ja.«
»Ihr solltet die Rassisten aus dem Dorf treiben, ihr…«
»Halt dein verfluchtes Maul, Sinclair!« brüllte Torry aus dem Office. »Mach die Leute nicht verrückt!«
»Nein, nein, keine Sorge. Es klappt alles so, wie du es dir wünschst, Guru!«
Ich ging als erster. Er hatte Licht gemacht und empfing uns mit einem bösen Gesicht. Dieser Mann gehörte zu denen, die sich nicht scheuen würden, unter den flammenden Kreuzen des Ku-Klux-Klans andere Menschen zu jagen und zu töten, nur weil die Schwarze waren oder Anhänger einer anderen Religion besaßen. So etwas wollte nicht in meinen Kopf hinein.
Meine Anspielungen mußten Torry noch wütender gemacht haben. Als ich über die Türschwelle trat, hielt er sein Gewehr schräg, weil er mir den Lauf durch das Gesicht ziehen wollte.
Ich war schneller.
Hart trat ich gegen sein rechtes Schienbein. Torry kam aus dem Schlagsansatz nicht heraus. Tränen schossen in seine Augen, er bekam einen regelrechten Anfall, taumelte weg und fing noch damit an, auf seinem unversehrten Bein zu tanzen.
Zum Glück bestand der alte Schreibtisch aus massivem Holz, sonst hätte ihn Torry noch weggeschoben, als er dagegen krachte.
»Jetzt mache ich dich fertig, Sinclair!« brüllte er, wobei Speichel aus seinem Mund rann. »Ich werde dich…«
»Laß es sein, Torry!« Hinter mir schrie es einer der Männer. »Laß es sein, verdammt!«
Torry gehorchte tatsächlich. Er wurde ruhig.
»Ja, es ist besser für dich!« meldete sich auch McDuff.
Der Stiernackige schielte mich an. »Noch einmal«, sprach er stockend und mit verzogenem Gesicht, »ist der Kelch an dir vorbeigerutscht, Bulle. Noch einmal, aber das wird sich nicht wiederholen, das verspreche ich dir, du Hund!«
»Sicher.«
Die Mündungen der Waffen hatten uns durch ihren Druck tiefer in das Office gedrängt. Neben dem Schreibtisch drängten wir uns zusammen. McDuff mußte den Zellenschlüssel aus der Schublade holen. Perrish bekam ihn zugeworfen.
»Schließ die erste Zelle auf. Sie ist zwar klein, aber unsere Freunde werden hineinpassen.«
»Mach ich, Torry!«
Der kleine Perrish verschwand. Er mußte durch eine Tür in einen schmalen Gang gehen. Wir hörten ihn dort mit dem Schlüssel am Schloß hantieren. »Es ist offen!« rief er.
»Schön!« Torry saß jetzt, hielt in einer Hand das Gewehr und

massierte sich mit der anderen das Schienbein. »Dann weg mit euch! In die Zelle. Geht vor!«

»Das wird dir noch sehr leid tun, Torry«, sagte McDuff.

»Ach ja?«

»Für jedes Grinsen bekommst du von mir einen Schlag ins Gesicht, Torry. Noch ist nicht aller Tage Abend.«

»Nein McDuff, wir haben die Nacht vor uns. Es wird die Nacht der langen Zähne.«

»Wart es ab.«

Hintereinander mußten wir gehen. Ich schritt an der Spitze und schaute auf Perrish, der uns in seine Gewehrmündung blicken ließ und hinter der geöffneten Gittertür stand.

Eine Lampe gab ein blakendes Licht ab. An der rechten Seite befanden sich die beiden Zellen. Die gegenüberliegende war grün gestrichen und total bekritzelt.

Wir gingen in die Zelle. Sie war wirklich eng, und wir mußten uns zusammendrängen.

Torry ließ es sich nicht nehmen, uns persönlich einzuschließen.

Aus dem Hintergrund humpelte er heran. Sein Gesicht zeigte noch immer den bösen, haßerfüllten Ausdruck. Mit einer irren Kraftanstrengung knallte er die Gittertür zu, so daß die ganze Zelle – zitterte.

Persönlich schloß er ab und steckte den Schlüssel ein, wobei er ihn uns zuvor noch zeigte. »Ja«, sagte er tief und grollend. »Das gefällt mir. Die Superhelden stecken in einem Käfig. Da gehört ihr auch hin.«

»Hoffentlich, Torry«, so sagte Suko, »haben Sie sich nicht ihr eigenes Grab damit geschaufelt.«

»Bestimmt nicht, Chink!« Er schlug mit der flachen Hand gegen die Gitterstäbe, lachte scharf auf, drehte sich um und humpelte den Weg zurück. Seine Leute folgten ihm, ohne uns noch einen Blick zu gönnen. Auf ihren Gesichtern aber las ich eine gewisse Bedrückung.

Auch die Tür zum Gang schlug zu.

Wir schauten uns an, hoben die Schultern. McDuff hatte sich auf die Pritsche sinken lassen. »Das ist mir noch nie passiert«, sagte er.

»Als Gefangener in meiner eigenen Polizeistation. Verflucht noch mal, wo gibt es so etwas?«

»In Lauder«, erwiderte ich.

Er lachte glucksend auf. »Und was, Freunde, machen wir jetzt?« fragte er.

»Ist doch klar«, erwiderte Suko. »Wir warten auf den großen Unbekannten, der uns befreit.«

»Wann soll der kommen?«

»Spätestens morgen früh.«

»Witzbold. Wissen Sie, was dann in Lauder los ist? Können Sie sich

das denken?«

»Klar, dann haben wir eine Stadt der Vampire…«

***

Die anderen fünf Männer standen vor dem Polizeigebäude und warteten auf ihren Chef. Torry hatte noch einmal das Office durchsucht und Handschellen gefunden, die er triumphierend hochhielt, als er vor den Männern stand. »Die Dinger kann man immer gebrauchen.«

»Willst du damit einen Vampir fesseln?« fragte jemand.

»Zur Not.«

»Gut, Torry. Wie geht es jetzt weiter?«

»Hm.« Der Stiernackige verzog das Gesicht und schaute sich um.

»Dieser verfluchte Bulle hat mich am Schienbein erwischt. Das ist, als wäre eine glühende Klinge durch das Bein gefahren. Ich kann kaum laufen, wir müssen uns etwas einfallen lassen.«

»Es war doch abgesprochen, daß wir durch Lauder patrouillieren – oder nicht?«

»Klar Perrish, aber durch diesen Tritt hat sich etwas verändert. Paßt auf, ich werde nach Hause gehen und mir einen Eisbeutel um das Schienbein binden. Ich kenne eure Gehrouten ja und stoße später wieder zu euch.«

Davon waren die fünf Männer zwar nicht allzu begeistert, aber sie stimmten zu.

»Macht nicht so dumme Gesichter! Ihr seid gut geschützt. Wenn die Blutsauger kommen, legt sie um, haut ihnen die Schädel ab! Das schafft ihr schon!«

Torry wußte, wie man Menschen anheizte. Er sah sich als Dorfdemagoge an, war dabei aber nicht ungefährlich. Er hatte die fünf Männer im Griff, und das freute ihn. Innerhalb kürzester Zeit hatte er sich zu einem König hochgearbeitet.

»Wie lange wird das denn dauern?«

»Ach, das weiß ich nicht.« Torry grinste den Frager an. »Wie gesagt, ich kühle mein Bein.«

»Und wenn einer der Vampire kommt?«

Torry lachte meckernd. »Schieße ich ihm den Schädel entzwei.« Er streckte seine Hand aus. »Perrish, du hast die beiden Kanonen der Bullen. Gib mir eine her!«

»Warum?«

»Frag nicht so dämlich. Die sind mit geweihten Silberkugeln geladen. Da hat ein Vampir keine Chance.«

Einer aus der Gruppe hatte nachgedacht. Er hieß Slim Edwards und betrieb einen Whiskyhandel. »Eines verstehe ich nicht, Torry. Wieso gehen wir allein auf Vampirjagd? Wir hätten die Fachleute aus London

gut gebrauchen können.«

»So?« höhnte er, »hätten wir das? Erzähl keinen Bockmist, Edwards. Die Blutsauger haben die alte Sinclair entführt. Glaubst du denn, daß ihr Sohn so gegen die Untoten vorgehen wird, wie wir das tun?«

»Ich weiß nicht so recht…«

»Nein, der will auf seine Alte Rücksicht nehmen. Der läßt die womöglich noch laufen. Wir aber knipsen sie ab. Wir lassen sie verfaulen, wir machen sie fertig.«

»Schon gut«, sagte Edwards, »schon gut.« Er senkte den Kopf.

»Mir tut es nur um Mary Sinclair leid. Ich… ich mag sie nämlich.«

»Uns muß heute die Jacke näher sitzen als die Hose. Begreifst du das nicht?«

»Schon.«

»Dann halt auch dein Maul!« Torry warf dem Mann noch einen bösen Blick zu, bevor er sich umdrehte und davon humpelte.

Die restlichen fünf schauten ihm mit skeptischen Blicken nach.

»Ich weiß nicht, ob es richtig war!« murmelte Edwards.

»Jetzt sei aber ruhig!« mischte sich Perrish ein. »Halt ja dein Maul! Oder willst du die Bullen befreien?«

»Das habe ich nicht gesagt.«

»Aber gedacht, wie?«

Edwards winkte ab. »Ist schon gut. Laßt uns gehen!«

»Ja, Slim, und du bleibst bei mir!«

Perrish lachte hart. »Das ist doch klar.«

»Okay.«

Die Männer gingen über den dunklen, menschenleeren Platz. Die Bewohner ließen sich nicht im Freien blicken. Sie standen hinter ihren Fenstern und lauerten.

Hoch stand der helle Vollmond wie ausgeschnitten über dem Land, aber das Gefühl der Furcht hatte sich unsichtbar über die Stadt gelegt und war in die Herzen der Menschen gedrungen.

Mittlerweile war Torry in einer der kleineren Gassen untergetaucht. Sie war ziemlich eng. Torry hatte sich den Verlauf der Jagd anders vorgestellt. Im Prinzip hatte alles geklappt, doch der Tritt gegen das Schienbein paßte ihm nicht in den Kram. Am liebsten hätte er Sinclair getötet.

Auch bei einem nur sanften Aufsetzen des Fußes mußte er das Bein belasten, was diesem überhaupt nicht bekam. Dann zuckte jeweils ein stechender Schmerz durch das Schienbein bis hoch in den Oberschenkel. Er humpelte weiter und schleifte mit dem Fuß über den Boden. Jeder Schritt bedeutete entsetzliche Schmerzen.

Sein Haß auf Sinclair steigerte sich dabei ins Unermeßliche. Er schaute hoch zum Himmel und fluchte.

Der volle Mond schien nur für ihn zu leuchten. Sein Licht streifte in

die Gasse hinein, an deren Ende Torry sein Haus gebaut hatte.

Er lebte noch nicht sehr lange in Lauder, etwas mehr als knapp über zwei Jahre. Verheiratet war er offiziell nicht. Niemand wußte von seiner Frau in Glasgow, die ihm weggelaufen war. Um sich um sie und den kleinen Sohn nicht kümmern zu müssen, hatte sich Torry nach Lauder verzogen, wo er in einer Gärtnerei arbeitete und dort die Leute antrieb. Er war so etwas wie ein Vorarbeiter geworden.

Das Haus, ziemlich windschief und auch alt, gehörte ebenfalls dem Gärtner. Er hatte es für einen Spottpreis an Torry vermietet, weil die Bude sonst leergestanden hätte. Torry befand sich allein in der Gasse. Hier standen die Häuser der weniger Begüterten. Sie waren klein und duckten sich gegen den Hang. Viele hätten ausgebessert werden müssen, das sah Torry selbst in der Dunkelheit.

Schließlich kam er auf die Idee, sein Gewehr als Krücke oder Stock zu benutzen. Zwar blieb der Schmerz bestehen, aber das Gehen fiel ihm etwas leichter.

Eine Ratte huschte auf ihn zu. Er hörte sie nicht, sah nur ihre Augen und wie sie einen Bogen um ihn machte, um im Spalt eines Kellerfensters zu verschwinden.

Neben ihm zog jemand eine knarrende Tür nach innen. Torry sah das ängstliche Gesicht eines Mannes, der ebenfalls in der Gärtnerei arbeitete.

»He, Torry.«

»Was ist denn?«

»Habt ihr ihn schon?« wisperte der Mann, hinter dem sich der Umriß seiner Ehefrau abzeichnete.

»Nein, Kelly!«

»Okay.«

»Was heißt hier okay, du Arsch! Komm mit und hilf uns!«

Kelly lachte nur. Er drückte hastig die Tür zu, gegen die Torry noch mit dem Gewehrkolben voller Wut drosch, bevor er weiterging. Nur mehr ein paar Schritte, dann hatte er das Ende der Gasse erreicht. Vor ihm breitete sich ein Berghang aus, nur durchschnitten von einer über ihm querlaufenden Straße. Der Wind war eingeschlafen. Wolken hatten sich bilden können. Manche schoben sich vor den Mond, der weiß hindurchschimmerte. Die Luft roch nach Schnee. Torry ging davon aus, daß es in spätestens einer Stunde schneien würde.

Links stand sein Haus. Das kleine Grundstück war von einem Lattenzaun umgeben, auf den Torry auch hätte verzichten können, weil der Zaun eben sehr viele Lücken aufwies. Zum Grundstück hin führte ein schmaler Pfad, gezeichnet von Tritten und Autoreifen.

Torry sah das Haus. Das schiefe Dach schien an der Westseite den Boden berühren zu wollen, so weit hing es über. Die Schindeln lagen zum Teil sehr locker darauf. Einem Orkan, wie er im Frühjahr zu

erwarten war, würden sie nicht standhalten.
Torry ging durch das Unkraut. Er mußte sich humpelnd einen Weg bahnen. Zwar arbeitete er in einer Gärtnerei, doch seinen Garten hielt er nicht in Ordnung.
Die Eingangstür hatte er durch einen Eisenriegel gesichert. Er hätte sie auch offen lassen können, bei ihm brach sowieso niemand ein.
Der Plunder, in dem Torry wohnte, war längst reif für den Sperrmüll.
Als er den Schlüssel aus der Tasche holen wollte, um das am Riegel hängende Schloß zu öffnen, streifte seine Handfläche die in der Tasche steckende Dämonenpeitsche. Über ihre Funktion wußte Torry nichts. Sie mußte jedoch eine Bedeutung haben, um die er sich im Haus kümmern wollte.
Er hielt den Schlüssel fest und versteifte sich. Sein Gewicht verlagerte er auf das linke Bein. Mit dem sicheren Gefühl eines unter Druck und Streß stehenden Menschen hatte er gespürt, daß etwas nicht stimmte. Es war kein Geräusch gewesen, das ihn hatte aufmerksam werden lassen, mehr der Geruch, der so gar nicht passen wollte.
Es roch faulig, nach Moder oder ähnlichem…
Die innere Kälte kroch in Torry hoch.
Torry drehte sich.
Das schaffte er noch gut, weil er das rechte Bein nicht belastete.
Das Gewehr machte die Bewegung mit – und Torry stand plötzlich wie vom Donner gerührt.
Er schaute direkt auf eine Frau!

***

Sie stand auf dem Fleck, ohne sich zu rühren. Nur der Wind fuhr gegen sie und bewegte Teile und Falten ihres langen Gewands, das bis zu den Schuhen reichte.
Die Frau trug keinen Schleier mehr. Die schwarzen Haare umrahmten ihren Kopf wie eine Flut. Seltsam bleich sah das Gesicht aus, eine Haut wie mit Kreide eingerieben.
Das war sie, ja, das mußte sie sein! Das war die Blutsaugerin, die Torry gesucht hatte.
Er holte tief Luft und verursachte dabei ein saugendes Geräusch.
Die Augen weiteten sich, die Lippen zuckten, und er ging einen Schritt vor. Plötzlich humpelte er nicht mehr, obwohl er das rechte Bein belastet hatte.
»Dich hab’ ich gesucht!« keuchte er. Das Gewehr hielt er mit beiden Händen fest, als könnte ihm diese Waffe zu einer Stütze werden. »Ja, dich habe ich gesucht.«
»So? Weshalb?«
»Weil ich dich killen werde, du Bestie!« Torry hatte das letzte Wort kaum ausgesprochen, als er schoß.

Den Rückstoß des Gewehrs fing er sicher ab. Er starrte auf die Blutsaugerin, die der Kugel nicht entweichen konnte und zu Boden geschleudert wurde.

Torry schrie auf. Diesmal nicht vor Schmerz, nein, er hatte es geschafft und spürte einen kaum zu beschreibenden Triumph. Sie lag am Boden, sie wälzte sich noch, und Torry senkte den Lauf des Gewehres.

Er schoß wieder!

Dabei dachte er nicht mehr daran, daß es sich bei dieser Gestalt um eine Vampirin handelte und man schon besondere Waffen brauchte, um sie vernichten zu können. Der Mann befand sich in einem Rausch, aus dem er allerdings sehr schnell erwachte, als er das scharfe Lachen vernahm, das in seinen Ohren klang.

Gleichzeitig richtete sich die Frau auf, von mehreren Kugeln getroffen. Torry wurde klar, daß er einen Fehler begangen hatte, den er augenblicklich egalisieren mußte.

Er dachte an die Knoblauchstauden und auch an die mit Silberkugeln geladene Beretta.

Die zog er.

Zuvor hatte er das Gewehr weggeworfen, es war ihm nur noch hinderlich. »Jetzt schieße ich dir mit geweihten Silberkugeln den Schädel entzwei, und danach drücke ich dir den Knoblauch ins Maul, du…«

Er sah nicht, daß sich auf dem Dach seines Hauses eine Gestalt aufgerichtet hatte.

Richard war da.

Er hatte seiner Schwester Rückendeckung gegeben und hielt einen kantigen Gegenstand in der rechten Hand.

Es war eine Schindel. Der Vampir hatte sie wie ein Blatt Papier hochheben können.

Seine Ohren waren noch gut. Er wartete, bis der Mann anlegte, dann schleuderte er die Schindel.

Die Explosion an seinem Kopf riß ihn auseinander. Torry hatte das Gefühl, wegzufliegen, wobei jeder Körperteil eine andere Richtung einschlug. Wie eine Puppe, deren Laufwerk allmählich ablief, taumelte er nach vorn, blieb stehen, bekam einen Rechtsdrall und kippte einfach um. Inmitten der hohen Wildkräuter blieb er liegen. Es sah aus, als wollten sie ihn beschützen. Das aber konnte niemand mehr. Er war zu einer idealen Beute der Blutsauger geworden.

Richard sprang vom Dach und streckte Fatima die Hand entgegen.

»Sei vorsichtig, noch nicht, der Knoblauch.« Die Staude brachte sie zwar nicht um, sie verhinderte aber, daß sie an ihr Opfer herankamen.

Seine Schwester nickte. Mitten in der Bewegung drehte sie ihren Körper nach rechts, so daß sie den am Boden liegenden Mann

umschreiten konnte.
Richard war dicht hinter Torrys Kopf stehengeblieben. Die Dachschindel hatte eine Wunde gerissen, aus der Blut hervorquoll. In der Kälte bildete sich über der Lache ein dünner Nebel. Der Vampir nahm den Geruch auf, und seine Lippen zuckten.
Das genau war es, was ihm fehlte. Er blieb nicht stehen, sondern bückte sich nach dem Gewehr. Am Schaft packte er es, denn er benötigte den Lauf für eine andere Sache.
Neben dem Verletzten hockte er sich nieder und schob den Lauf so vor, daß dieser sich unter der Knoblauchknolle winden konnte. Er hob sie leicht an und drehte sie und den Lauf so, daß die Staude eine Schlinge um das Metall bildete. Lang genug war sie schließlich.
Über die Lippen des Blutsauger huschte ein Grinsen. Seinen Hut hatte Richard zurückgeschoben. Bleich wie Kalk sah das Gesicht unter der Krempe aus.
Er zog, zerrte, flüsterte dabei unverständliche Worte – und schaffte es tatsächlich, die Staude vom Hals des Liegenden wegzuziehen. Er richtete sich auf, hob auch das Gewehr an, ließ es aber waagerecht und schleuderte die Staude mit einem gewaltigen Schwung in die Dunkelheit hinein. Irgendwo neben dem Haus verschwand sie im Unkraut.
Nun war der Weg frei.
Richard nickte seiner Schwester mit glänzenden Augen zu. »Du kannst kommen!« flüsterte er.
»Zusammen!« fragte sie.
»Er hat genug für uns beide.«
»Ja, das glaube ich auch.«
Rechts und links neben Torry knieten sie nieder. Fatima konnte es kaum erwarten. Sie wühlte ihre langen Finger in das Haar des Mannes, um den Kopf richtig zu legen. Dabei schob sie die Rechte auch unter den Schädel und brüllte plötzlich auf. Der Arm flog nach oben, sie schaute auf die Handfläche, wo sich eine Knoblauchknolle an der Haut festgebrannt hatte und von dünnem Rauch umgeben wurde.
Fatima hielt den Arm ausgestreckt, sie hockte auf dem Boden und jammerte.
Richard griff ein.
Wieder nahm er ein Hilfsmittel, einen alten Stock, der in Reichweite lag. Ihn drückte er gegen die Knolle und schaffte es, sie von der Hand zu entfernen.
Fatima gab einen röchelnden Laut von sich. Sie hatte Schmerzen.
Die lange Hand zeigte auf der Innenfläche einen großen, dunklen Brandfleck. Daß sich im Nacken des Mannes noch eine Knolle hatte befinden können, damit konnten sie nicht rechnen.
»Hör auf!« keuchte ihr Bruder. »Reiß dich zusammen!«

Fatima stierte ihn an. »Der verdammte Schmerz. Er frißt mich!«
»Denk an das Blut…«
Zwar bewegte sich Torry nicht, er hatte jedoch den Schrei der Vampirin gehört. Wie ein dünnes Echo war er an seine Ohren geklungen und hatte ihn aus der Tiefe der Bewußtlosigkeit entlassen und wieder an die Oberfläche gerissen.
Als er die Augen öffnete, sah er nicht nur den düsteren Himmel, sondern zwei Schatten, die den Blick einengten, weil sie sich ihm von verschiedenen Seiten näherten.
Die Schatten drückten sich tiefer. Er roch sie. Ihr fauliger Geruch fiel sofort auf.
»Los jetzt!«
Es war das Zischen der Männerstimme, und das waren gleichzeitig die letzten Worte, die Torry als normaler Mensch hörte, denn die Vampir-Gespenster bissen von zwei Seiten gleichzeitig zu.
Es war der zuckende Schmerz, der seinen Hals durchströmte und ihn beinahe blind machte.
Die Wolken über ihm fielen in einen rasenden Tanz, drangen auf ihn nieder und hüllten ihn ein. Sekunden danach hielt ihn die schwere Süße des Vampirtodes gefangen…

***

Die blonde Cilly Perrish gehörte zu den Frauen, die sich im Leben immer durchgesetzt hatten. Teilweise durch Zuhilfenahme ihrer Ellenbogen, aber auch einfach nur, weil sie eine große Klappe hatten und ihrem Ehegatten ständig über den Mund fuhren, um die eigenen Vorstellungen zu verwirklichen.
Sie wußte natürlich, was passiert war, denn Cilly gehörte zu den Menschen in Lauder, die stets am besten unterrichtet waren. Natürlich wußte sie auch von der tödlichen Vampirgefahr, hatte sich der Blutsauger sogar in ihrem Café und Bäckerladen gezeigt, um nach den Sinclairs und nach dem Blut zu fragen.
Später hatte er sie noch einmal angerufen und eine finstere Drohung ausgesprochen.
Man konnte Cilly nicht gerade zu den ängstlichen Typen zählen.
Die Drohung allerdings hatte sie stark eingeschüchtert. Es gab zudem noch etwas, das ihr nicht paßte.
Robert, ihr Gatte, ansonsten ein Feigling und unter der Fuchtel seiner besseren Hälfte stehend, versuchte sich plötzlich als ein alter Vampir-Jäger.
Sie hatte ihn von dem Vorhaben abhalten wollen, aber gegen taube Ohren gesprochen. Er ließ sich einfach nicht bekehren und war wortlos gegangen. Es hatte gedauert, bis ihre Wut verraucht war.
Wenn sich Cilly allerdings etwas vornahm, dann führte sie es auch

durch. War sie wütend, ging sie mit noch einer größeren Energie an dieses Vorhaben heran.

»Warte nur«, flüsterte sie hinter ihrem Mann her, als er verschwunden war. »Wir werden uns in dieser Nacht bestimmt noch wiedersehen.«

Cilly war in das Schlafzimmer gegangen, hatte sich umgezogen und auch den dicken Mantel übergehängt. Vor der Haustür wollte sie nicht warten, sondern in Deckung des Geschäfts.

Sie hatte zwar nichts gesehen, war aber durch die Schüsse erschreckt worden. Wenig später waren die Männer dann gekommen.

Auch ihren eigenen hatte sie erkannt.

Er gehörte zu der Gruppe um Torry, die es tatsächlich wagte, die Polizisten und sogar McDuff abzuführen, wie Sträflinge. Wenn Cilly einen Kerl aus Lauder nicht leiden konnte, war es dieser grobschlächtige Torry. Der arbeitete dort, wo Cilly ihren Blumenschmuck kaufte. Jetzt spielte er den Boß, und sogar ihr Mann hatte sich seinem Kommando unterstellt.

»Mensch, Robert, du bist ein Feigling!« Sie ballte vor Wut die Hände. »Das habe ich schon immer gewußt. Daß es soweit kommen muß, ärgert mich.«

Cilly war nicht sicher, ob man sie entdeckt hatte. Wenn, dann machte es ihr nichts aus. Zwar fürchtete auch sie sich vor den Vampiren, glaubte aber nicht daran, daß sie gerade zu ihr hinkommen würden.

So blieb sie stehen und verfolgte den Weg der Gruppe, die sich auf McDuffs Office zubewegte.

Das verstand Cilly nicht. Was wollten sie bei der Polizei? Wie Gefangene trieben die Männer aus dem Ort die Polizisten in die kleine Station, hinter deren Fensterscheibe es sehr bald hell wurde. Wenig später erschienen auch wieder die Männer aus Lauder. Sie sprachen noch miteinander, dann ging Torry humpelnd in eine andere Richtung.

Cilly wußte nicht, was passiert war. Weshalb waren die Polizisten zurückgeblieben? Wollten oder konnten sie nicht?

Sie dachte eher an das letzte.

Wie schon erwähnt, Cilly Perrish gehörte zu den neugierigsten Personen in Lauder. Um sich eine entsprechende Aufklärung zu verschaffen, mußte sie einfach wissen, weshalb die Männer in der Polizeistation zurückgeblieben waren.

Aus der Ferne war das nicht zu schaffen. Es gab nur einen Möglichkeit für sie.

Selbst hingehen und nachschauen…

***

Sergeant McDuff sah aus, als wollte er jeden Augenblick anfangen zu

heulen. »Wißt ihr?« so fragte er uns, »was ihr mich könnt? Wißt ihr das, verdammt?«

Ich winkte ab. »Geben Sie sich keine Mühe, Sergeant, so gelenkig sind Sie doch nicht.«

»Ich werde es noch mal, wenn das so weitergeht.« Wieder stand er auf, umfaßte zwei Gitterstäbe und rüttelte daran. »So ein Bockmist! In der eigenen Station als Polizist eingeschlossen. Und das muß ausgerechnet mir passieren, ausgerechnet mir.«

»Tragen Sie es mit Fassung.«

»Sie sind gut.«

Suko und ich hockten auf der Pritsche. Es gab nur diese eine. Auf ihr lag eine dünne Matratze. Die Lampe unter der Decke hatte vom Fliegendreck eine schwarze Farbe bekommen. Sie war ebenso, dunkel wie die Farbe des Gitters, das die Lampe einrahmte.

Und Gitterstäbe befanden sich auch hinter der Scheibe des kleinen Fensters. Da konnte sich eine Katze durchschieben, uns würde es nicht gelingen.

Der Sergeant dreht sich um. Seinen massigen Körper preßte er mit dem Rücken gegen die Gitterstäbe. »Was haltet ihr davon, wenn wir es mit Schreien versuchen?«

»Und dann?« fragte Suko.

»Wird jemand kommen und uns rausholen.«

»Sind Sie da sicher?«

»Nein, verflucht, nein!« Wieder drosch McDuff gegen die Stäbe.

»Die Leute haben Angst. Die trauen sich nicht auf die Straße. Die hocken in ihren Buden und warten ab.«

»Was nicht das Verkehrteste in diesem Fall ist.«

»Klar, Sinclair, klar. Aber eines sage ich Ihnen.« McDuff streckte mir die Faust entgegen, die einen beachtlichen Umfang aufwies.

»Wenn ich Torry in die Finger kriege, mache ich ihn zu Brei. Den stecke ich in die Zelle hier bis er schwarz wird.«

»Wenn…«

McDuff schnaufte. Dann wischte er sich den Schweiß von der Stirn. »Alles ist danebengegangen, einfach alles. Wir haben uns überrumpeln lassen wie die Kleinkinder. Ich finde nicht einmal ein Wort, um diese Lage zu beschreiben.«

»Setzen Sie sich hin, wir rücken zusammen«, schlug ich vor. »Das Sitzen beruhigt.«

McDuff schüttelte den Kopf. »Mich kann nichts mehr beruhigen. Es sei denn, man läßt mich hier raus.«

»Durchbeißen können wir die Stäbe nicht«, meinte Suko.

»Leider.« Ich schaute auf die Uhr. Der Abend war noch nicht allzu weit fortgeschritten. Bis zur Tageswende dauerte es noch einige Stunden. Erst um Mitternacht kam die Zeit der Vampire. So jedenfalls

erzählte es die Legende. Wir aber hatten schon häufig erlebt, daß die Blutsauger auch vorher erschienen und sogar bei Tageslicht.

»Seid doch mal ruhig!« flüsterte McDuff. Er hatte sich gedreht und schaute durch die Lücken zwischen den Stäben.

»Wieso? Es sagt doch keiner was«, meinte Suko.

»Ich habe etwas gehört.«

»Und?«

McDuff hob die Schulter. »Kann sein, daß es Schritte gewesen sind, meine ich.«

»Im Office?« fragte ich wispernd.

»Kann sein.«

Suko warf mir einen Blick zu, den ich auch verstand. Gemeinsam standen wir auf. Nach zwei lautlos gesetzten Schritten hatten wir das Gitter erreicht.

Neben McDuff blieben wir stehen. Er streckte den Zeigefinger durch die Lücke und bog ihn nach links, wo auch die geschlossene Tür zum Gang lag. Wir hätten uns durch Rufen bemerkbar machen können. Da wir jedoch nicht wußten, wer das Office betreten hatte, verhielten wir uns still. Auch Suko und ich hatten die Schritte gehört.

Wenn wir die Köpfe drehten, konnten wir die Tür sehen. Von außen betrachtet hätte die Kulisse für einen Louis-de-Funes-Film ausgesucht sein können. Als Trio boten wir ein komisches Bild.

Da bewegte sich die Klinke…

Wer immer es auch sein mochte, jedenfalls gehörte er nicht zur Polizei, dann hätte er sich nicht so vorsichtig bewegt. Der schlich durch das Office wie ein Dieb in der Nacht.

Die Klinke war heruntergedrückt worden! Wir hielten den Atem an. Selbst der bärtige McDuff war nervös geworden. Die Finger seiner linken Hand versteckte er in seinem Bartgestrüpp.

Die Tür öffnete sich zum Gang hin.

Spaltbreit, sehr behutsam. Aber noch sahen wir nicht, wer sich dahinter verbarg. Eine Hand erschien, ein Arm. Die Hand konnte ich genau sehen. Eigentlich war sie zu schmal für einen Mann.

»Die Vampirin ist es auch nicht!« hauchte Suko.

Er hatte recht. Es war nicht Fatima, sondern eine Frau mit blondgefärbten Haaren: Cilly Perrish.

Wie ein Gespenst stand sie im Gang und war ebenso erschrocken wie wir, denn sie hatte eine Handfläche gegen ihren offenen Mund gepreßt, um den Schrei zu unterdrücken.

»Cilly, verdammt…!« McDuff flüsterte ihren Namen und lachte danach auf. »Dich schickt der Himmel.«

Ich war mir da nicht so sicher. Vielleicht war sie auch zu einer Blutsaugerin gemacht worden. Mittlerweile rechnete ich mit allem.

Ihre Hand sank langsam herab. Ihr Mund stand offen.

Nein, Cilly Perrish war normal. Aus ihrem Oberkiefer wuchsen keine Vampirzähne.

»Das also haben sie mit euch gemacht.«

»Ja, Cilly, das.«

Sie schüttelte den Kopf. »McDuff, sag mal, waren es die Männer?«

»Genau.«

»Auch meiner?«

»Klar, Cilly.«

»Der kann was erleben. Überhaupt, sich mit diesem Torry abzugeben, dem brutalen Kerl.«

»O Gott!« stöhnte McDuff leise, um wesentlich lauter fortzufahren:

»Weißt du was, Cilly?«

»Nein.«

»Du gehst am besten noch mal zurück.«

»Und dann?«

»Laß mich ausreden! Gehst also in meine Dienstbude und öffnest die rechte obere Schreibtischschublade. Du kannst sie nicht verfehlen. Verstanden?«

»Natürlich. Was soll ich dann?«

»Nur einen Schlüsselbund holen. An diesem eisernen Ring hängt nämlich der Ersatzschlüssel für diese verfluchte Zelle hier. Du kommst zurück und schließt auf.«

»Ich soll euch befreien?«

»Genau, Cilly.«

»Warum? Vielleicht habt ihr etwas verbrochen.«

»Wir sind keine Vampire, Cilly.«

»Ja, natürlich, sorry. Ich bin so durcheinander. Gut, daß ich nachgesehen habe.«

»Klar, ich habe deine Neugierde schon immer bewundert!« konnte sich McDuff nicht verkneifen zu sagen.

»Noch ein Wort, und ich lasse dich schmoren, Sergeant.«

»Das war doch nicht so gemeint, Cilly.«

»Hm.« Sie nickte noch einmal, drehte sich um und verschwand wieder. McDuff verzog das Gesicht zu einer Grimasse, verdrehte die Augen und schaute zur Zellendecke. »Ich habe sie immer zum Teufel gewünscht, wenn sie mir mit ihrem Gerede auf den Geist ging. Jetzt schickt sie uns der Himmel.«

»Dann lassen Sie sie später immer reden.«

»Darauf können Sie sich verlassen, John.«

Cilly kehrte zurück. Ihre Schritte wurden von einem klimpernden Geräusch begleitet. Drei Schlüssel hingen an dem Metallring und klapperten gegeneinander.

»Komm her, Cilly, ich zeige dir den richtigen.« McDuff streckte den rechten Arm durch eine Lücke.

»Welcher ist es denn?« fragte Cilly.
»Der in der Mitte.«
Es war der längste Schlüssel. An seinem Ende befand sich ein schmaler Bart.
»Du mußt ihn zweimal herumdrehen«, sagte McDuff.
»Ja, ja, du Brummbär. Das klappt schon.« Cilly Perrish stellte sich geschickt.
McDuff drückte die Tür so heftig auf, daß Cilly beinahe bis gegen die Wand gedrückt wurde. Er verließ auch als erster die Zelle. »Ha, ich könnte dich küssen.«
»Das laß lieber sein, du Bud-Spencer-Verschnitt.«
»Woher kennst du den denn?«
»Aus dem Fernsehen.«
McDuff nahm ihr die Schlüssel aus der Hand und schwang den Ring wie ein Jongleur seinen Reifen. »So, Freunde«, sagte er beim Weggehen, »jetzt kann sich Torry warm anziehen.«
»Torry?« kreischte die Frau hinter McDuff her. »Ja, dem gibt mal Saures.«
»Was hat er Ihnen denn getan?« erkundigte ich mich.
»Das will ich Ihnen sagen. Der hat meinen Mann mitgenommen, und die anderen auch.«
»Nun ja. Sie sind freiwillig…«
»Vampire zu jagen, das ist doch Ihr Job – oder?«
»Es stimmt.«
»Weshalb lassen Sie sich dann einsperren, Mr. Sinclair? Ihre Eltern haben stets große Stücke auf Sie gehalten und waren voll des Lobes. Wenn ich Sie mir so ansehe, dann muß ich direkt passen. So ein Supermann sind Sie auch nicht.«
»Das habe ich auch nie behauptet.«
Wir hatten inzwischen das Dienstzimmer erreicht, wo McDuff auf uns wartete. »So«, sagte er, »wie geht es jetzt weiter?«
»Moment.« Ich wandte mich an die Bäckersfrau. »Sagen Sie mal, Mrs. Perrish, Sie wissen nicht zufällig, wohin sich die Gruppe der Vampirjäger gewandt haben könnte?«
Erstaunt blickte sie mich an. »Wie sollte ich das wissen?«
»Es hätte ja sein können, daß sich Ihr Mann mit Ihnen darüber unterhalten hat.«
»Nein, der war so komisch.« Sie bewegte beide Hände. »Wissen Sie, den hatte das Jagdfieber gepackt. Da bekam ich schon fast Angst. Der ließ sich nicht aufhalten. Er wollte unbedingt mit den Kerlen los.« Sie legte einen Zeigefinger gegen die Lippen, als hätte sie sich selbst Schweigeverbot gegeben. »Da fällt mir allerdings etwas ein. Die Jäger wollten sich in zwei Gruppen aufteilen.«
»Das ist schon was. Über die Richtung ist aber nicht gesprochen

worden.«

»Nein.«

»Danke.«

»Sie wollen jetzt auch los?«

»Sicher, Mrs. Perrish, zunächst aber bringen wir Sie nach Hause. Wie sich das gehört.«

Sie schaute uns der Reihe nach an. »Nun ja«, sagte sie. »Bei so vielen Männern kann mir wohl nichts passieren.«

»Das glaube ich auch«, sagte McDuff. Er reichte der Bäckersfrau galant den Arm.

Draußen vergaß er auch nicht, die Tür zu verschließen. »Damit niemand mehr unbefugt hineingelangt.«

Suko und ich starrten in die Finsternis. Mein Freund schüttelte den Kopf. »Da rührt sich nichts«, sagte er leise. »Wie die Ruhe vor dem Sturm.«

Ich drehte meine Hand, so daß die Fläche nach oben lag. Nässe fiel aus den Wolken. Die ersten Schneeflocken, die wegtauten, als sie meine Haut berührten.

»Das weiße Leichentuch«, sagte Suko leise. »Ich habe es geahnt. Es wird alles zudecken.«

Mrs. Perrish trat an meine rechte Seite. »Mr. Sinclair, ich… ich … wollte Ihnen noch etwas sagen …« Sie druckste ein wenig herum.

»Bitte.«

»Es… es tut mir leid wegen Ihrer Mutter. Ich hoffe, daß Sie sie retten können.«

Mein Gesicht bekam einen ernsten Ausdruck. Ich schluckte den Kloß vor der Antwort herunter. »Ja, Mrs. Perrish, das hoffe ich auch…«

***

Slim Edwards schaute sich zunächst vorsichtig um. Als er die anderen nicht mehr sah, blieb er stehen.

»Was hast du?« fragte Perrish.

Edwards hob die Schultern. »Ich weiß nicht, ob wir richtig gehandelt haben.«

»Wieso?«

»Na ja, das alles hier.«

Perrish kam näher. Seine kleinen Augen funkelten, ein Zeichen, daß ihn das Jagdfieber gepackt hielt. »Jetzt mach nur keinen Mist, Slim! Oder bist du zu feige?«

»Was hat Vorsicht mit Feigheit zu tun?«

Perrish ließ sich nicht beirren. »Du hast die Hosen voll, wie?«

»Bin ich du?« fragte Edwards.

Der Bäcker verengte die Augen. »Was meinst du damit?«

»Schon gut.«

Perrish fühlte sich stark. Er drehte den Pullover dicht unter Edwards Hals zusammen. »Los, raus mit der Sprache! Was hast du mit diesem Gerede gemeint?«

»Na ja, jeder weiß schließlich, daß du dir in die Hosen machst, wenn du vor deiner Frau stehst.« Nach der Antwort ging Slim sicherheitshalber einen großen Schritt zurück. Er traute dem kleineren Perrish in der heutigen Nacht alles zu.

»Hau ja ab!« flüsterte dieser, »hau ja ab, sonst mache ich dich fertig!«

»Willst du allein gehen?«

»Scheiße, komm weiter!« Nach ein paar zurückgelegten Schritten sagte Perrish: »Über eines mußt du dir im klaren sein. Auf meine Alte komme ich noch mal zurück.«

»Gern.«

Sie gingen weiter und redeten nicht mehr. Obwohl sie zu zweit waren, hatten sie Angst. Nur sprachen sie nicht darüber, weil es niemand zugeben wollte, um sich nicht lächerlich zu machen.

Laut Plan hatten sie die Hauptstraße verlassen müssen und standen vor der Einmündung einer schmalen Straße, die einige Kurven schlug, bevor sie den Hang hochkletterte.

»In die Richtung ist auch Torry gegangen«, sagte Edwards und strich über seinen Nasenrücken.

»Na und?«

»Wollten wir nicht zu ihm?«

»Wir gehören zu seiner Gruppe.«

Edwards räusperte sich. »Wenn wir den Weg nehmen, kommen wir auch an dieser Gärtnerei und seinem Haus…«

Perrish schüttelte unwillig den Kopf. »Was ist denn los, verdammt noch mal?«

»Ich weiß selbst nicht, Robert, weshalb ich ein so komisches Gefühl habe. Irgendwie geht es mir gegen den Strich, daß wir hier umherlaufen.«

»Du hast dich als Freiwilliger gemeldet.«

»Das weiß ich ja.«

»Dann mach auch weiter!« Perrish schob sich näher. Er hatte sein Gewehr angehoben. Die Mündung wies in die Gasse hinein. Die alte Laterne in ihrer Nähe verteilte ihren blassen Schein über der Kuppel. Den Boden erreichte er kaum, streifte aber die Läufe der Gewehre und ließ sie matt blinken.

Über ihnen öffnete sich ein Fenster. Das alte Rahmenholz gab ein quietschendes Geräusch ab. »Habt ihr ihn?« fragte eine neugierige und wispernde Stimme.

»Verschwinde!« zischte Perrish.

»Reg dich ab, Bäcker. Bei deiner Alten hast keine große Klappe. Aber hier – wie?«

»Soll ich dir ein Loch in deinen dummen Schädel schießen, Alban?«

Der Mann kicherte wieder. »Paßt lieber auf, daß euch der Vampir nicht anknabbert.«

»Und wenn, dann holen wir uns dein Blut als erstes«, sagte Edwards. Er drohte mit dem Gewehr.

»Ich werde eine Kerze für euch anzünden.« Lachend drückte der Mann das Fenster wieder zu.

Perrish strich über sein Haar. »Ich glaube, die haben gar nicht begriffen, wie ernst es ist.«

»Wenigstens nicht alle.« Slim schaute zurück. »Ich kann mir nicht helfen, aber wir haben einen Fehler gemacht, als wir die drei Polizisten einfach einsperrten.«

»Fängst du damit wieder an?«

»Ja, verdammt. Es war nicht gut. Das sind bekannte Vampirjäger, oder was weiß ich…«

»Sinclair hätte die Blutsauger geschont.«

»Nein!«

»Willst du wieder zurück und bei ihnen Händchen halten?«

Edwards schüttelte den Kopf. »Quatsch, nur ist nicht aller Tage Abend, Robert.«

»Dafür haben wir jetzt Nacht, und da sind alle Katzen grau. Ich hoffe nur, die richtige zu treffen.« Er blickte in das Licht der Lampe.

Durch den Kuppelschein rieselte etwas Helles. Regen war es nicht.

Dünne Schneeflocken hatten die Wolken verlassen und verteilten sich auf dem Untergrund. Noch schmolzen sie. Wurde der Schnee mehr, blieb er sicherlich liegen. Die Männer waren nicht unbedingt dafür.

»Komm jetzt weiter!« Perrish stellte den Kragen der Jacke noch höher. Aus der Tasche holte er eine dunkle Pudelmütze, die er sich über den Kopf streifte.

»So was hätte ich auch mitnehmen können.« Edwards ärgerte sich, daß er sie nicht hatte.

»Dein Pech.«

Sie tauchten in die schmale Straße. Die war wegen der vielen abgestellten Fahrzeuge nur einseitig befahrbar. Hinter jedem Wagen schauten die beiden nach. Während einer suchte, gab ihm der andere Rückendeckung.

Einen Vampir entdeckten sie nicht.

»Der hat sich ein anderes Versteck ausgesucht«, sagte Perrish und erkundigte sich im gleichem Atemzug, ob Slim schon in seinem Leben geschossen hatte.

»Klar.«

»Wann war das denn?«

»Ist schon einige Jahre her.«

Perrish lachte. »Dann wirst du wohl kaum treffen.«

»Was ist denn mit dir?«

»Vergiß nicht«, flüsterte der Bäcker, »daß ich hin und wieder auf die Jagd gehe.«

»Da hast du auch getroffen, wie?«

»Ab und zu schon.«

Slim winkte ab. »Komm geh weiter. Wir müssen irgendwo auf Torry treffen.«

»Habe gar nicht gewußt, daß er eine so starke Führungspersönlichkeit ist«, meinte Perrish.

Edwards gab ihm keine Antwort. Er ärgerte sich über den Wind, der ihm den feinen Schnee ins Gesicht trieb, und ärgerte sich gleichzeitig darüber, daß er durch die Dunkelheit stiefelte, anstatt in der warmen Wohnung zu hocken.

Völlig finster war es nicht. Das aus den erleuchteten Zimmern fallende Licht streifte das Straßenpflaster und glitt auch als heller Schein über die Gehsteige.

Wieder öffnete sich ein Fenster. Ein guter Bekannter der beiden schaute hervor. Er streckte eine Hand hinaus. »He, ihr Jäger, ich habe einen Schluck für euch.«

Das Glas einer halbvollen Whiskyflasche schimmerte. Dankbar griffen Perrish und Edwards zu. Der Bäcker trank zuerst, stöhnte auf und wischte über seine Lippen.

»Das tat gut, wie?«

»Und ob.« Er reichte die Flasche weiter.

Auch Edwards trank.

»Wollt ihr sie mitnehmen?« fragte der Spender.

»Kann nicht schaden – danke!« Edwards pfropfte den Korken wieder in die Öffnung und ging weiter.

»Viel Glück noch.«

»Klar.«

Perrish rülpste. »Die sind doch froh, daß sie im Warmen sitzen und wir die Drecksarbeit machen.«

»Wärst du das nicht auch?«

»Irgendwie schon.«

Die Straße schlug einen Bogen. In der Kurve leuchtete eine Laterne. Weiter vorn sahen sie eine dunkle, ansteigende Fläche. Das war bereits der Berghang hinter dem Dorf. Nicht weit davon entfernt besaß Torry sein Haus. Am Fuße des Hangs lag auch die große Gärtnerei, in der er einen Job als Vorarbeiter hatte.

Nicht mehr durch die Häuser gestört, hatte der Wind freie Bahn und schaufelte den beiden Männern die harten Flocken gegen die Gesichter. Es hatte keinen Sinn, sich darüber aufzuregen. Sie mußten das Wetter nehmen, wie es kam.

Wenn überhaupt, so war der Mond nur mehr zu ahnen, als zu sehen.

Er versteckte sich als blasse Scheibe hinter den Schneewolken.

Bis auf das leise Rieseln der fallenden Schneeflocken war es still. In dieser Gegend existierten keine Pubs und Kneipen. Hier wohnte man. Den Lärm irgendwelcher Gasthäuser wollte niemand ausgesetzt sein.

»Ob sie versuchen werden, auch den alten Sinclair zum Vampir zu machen?« fragte Edwards.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Nur so.«

»Der liegt doch beim Doc.«

»Ist das ein Hindernis?« Edwards schielte seinen Partner an.

»Wenn ich Vampir wäre, würde ich mit allen Sinclairs reinen Tisch machen. Motive genug hätten sie ja.«

»Das hört sich an, als könntest du sie nicht leiden.«

»Eigentlich sind sie mir egal.«

Perrish lachte. »Nun ja, nicht jeder ist des anderen Freund. Ich bin Geschäftsmann, ich darf mich nicht äußern.« Er fluchte plötzlich, weil er auf einer glatten Stelle ausgerutscht war. Der tauende Schnee machte den Boden glatt.

Die meisten Häuser hatten sie hinter sich gelassen. Vor ihnen lag das Gelände ziemlich frei. Wenn sie nach links schauten, entdeckten sie in der Dunkelheit die Aufbauten der Gärtnerei. Flache Gebäude, die in verschiedenen Winkeln zueinander standen.

Sie nickten sich zu, weil sie zur gleichen Zeit auch die gleichen Gedanken hatten. »Das wäre ein ideales Versteck für die beiden Vampire«, flüsterte Perrish.

»Weshalb sollten sie sich verstecken? Die Nacht ist ihre Zeit. Da sind sie auf Jagd.«

»Ob sie Torry schon erwischt haben?«

»Wie kommst du darauf?«

»Sonst hätten wir etwas von ihm gesehen.«

Edwards hob die Schultern. »Wir können es ja so angehen, daß wir einfach nachschauen. Ich kann mir durchaus vorstellen, daß er von dem gleichen Gedanken ausgegangen ist wie ich. Der wird möglicherweise in der Gärtnerei warten.«

»Rein kommen wir nicht!«

Der Bäcker drehte nach links ab. »Eine Runde werden wir um die Bauten laufen.«

Edwards hatte nichts dagegen. Es freute ihn zwar nicht, nur blieb ihm nichts anderes übrig, als hinter Robert herzugehen.

Der Boden war weich geworden. An den Stellen, wo der Wind besonders stark hinblies, sahen sie bereits einen weißen Teppich liegen. Erste Anzeichen für eine Schneeverwehung. Und es schneite weiter…

Trotz der Lederhandschuhe froren sie bei dem naßkalten Wetter an

den Händen. Längst war die Mütze des Bäckers durchgeweicht.

Edwards hatte die Kapuze hochgedrückt. Der Wind jedoch blies sie ihm des öfteren wieder nach hinten.

Die beiden Männer erreichten die Bauten der Gärtnerei und blieben erst mal stehen.

Edwards schüttelte den Kopf. Er schaute dabei zurück. Unter ihm lag Lauder.

Eine stille Stadt. Wie auf einer Karte ausgebreitet kam sie ihm vor.

Hier und da von Lichtinseln durchweht. Schräg gegenüber leuchtete die bunte Reklame eines Pubs, der als Treffpunkt für junge Leute galt. An den Wochenenden wurde er zur Disco.

Davon war auf dem Gelände der Gärtnerei nichts zu spüren. Einsam stand sie im Schatten der Berge.

Perrish holte tief Luft. Mit dem Gewehrlauf deutete er auf einen breiten Eingang an der Schmalseite eines treibhausartigen Glasgebäudes. »Das sieht mir alles ziemlich verschlossen aus. Ich glaube kaum, daß er Torry dort…«

»Psssttt!« Scharf hatte sich Edwards ausgedrückt, und der Bäcker war auch sofort ruhig. Er sah, wie Edwards nach rechts deutete, an der Seitenwand des Glashauses vorbei.

»Was ist denn da?«

»Dort hat sich jemand bewegt«, flüsterte Slim.

»Quatsch!«

Edwards nickte heftig. »Doch, zum Henker, das habe ich genau gesehen. Ich gehe hin.«

Perrish war irgendwie froh. »Gut, dann halte ich dir den Rücken frei.«

Edwards und er brauchten beide nicht zu gehen, denn aus dem Schatten der Glaswand löste sich eine Gestalt. Sie hob sich nur undeutlich von der Finsternis ab, ging auch nicht weiter, blieb stehen und schaute den Männern entgegen.

»Das ist er!« hauchte Slim. »Das ist der Vampir…«

»Meinst du?«

»Klar doch.«

»Und was willst du tun?«

Slim ging einen Schritt vor. »Ich werde schießen. Ich jage ihm die Kugeln in den Balg. Anschließend schlagen wir ihm einfach den Kopf ab. So wie wir es uns vorgenommen haben.«

»Ich meine…«

»Du meinst gar nichts, Perrish. Paß auf!« Slim hatte den Satz kaum ausgesprochen, als er abdrückte.

Bisher war es still gewesen. Das änderte sich schlagartig, als Edwards schoß.

Er zählte nicht zu den Könnern im Umgang mit dem Gewehr und

ging deshalb auf Nummer Sicher. Um das Ziel nicht zu verfehlen, bewegte er das Gewehr. Einige Kugeln trafen nicht, sie hämmerten dafür in das Glas des Gebäudes, hinterließen Lücken, Löcher, Scherben.

Die Gestalt bekam ebenfalls eine Kugel mit. Sie wurde herumgerissen, fiel aber nicht, taumelte dann nach rechts weiter und hatte Mühe, die Beine zu heben.

Eine weitere Kugel erwischte sie an der Schulter. Es war wie der Schlag eines Boxers, der seinen Gegner endgültig zu Boden schickte.

Der Vampir verschwand im hohen Gras.

Slim Edwards drehte sich auf der Stelle. Sein Gewehr schwang mit, und Perrish sprang hastig zur Seite, weil er die Mündung plötzlich auf sich gerichtet sah.

»Schieß nur nicht!«

»Keine Sorge, Robert, keine Sorge, aber ich habe es geschafft. Ich habe den Blutsauger erledigt, wenigstens einen von ihnen!« Sein Gesicht glänzte nicht nur vor Nässe. Er war regelrecht stolz auf sich.

»Bist du dir sicher?«

»Klar doch!«

Perrish hob die Schultern. »Ich weiß nicht, Irgendwie habe ich ein so komisches Gefühl.«

»Was soll das denn heißen?«

»Ich meine, daß es nicht einfach gewesen ist. Sah der Vampir nicht anders aus?«

»Kennst du ihn denn?«

Perrish gab keine Antwort mehr. Er ging einfach vor und an seinem Kollegen vorbei. Dicht neben der Gestalt blieb er stehen. Eine Taschenlampe hatte er sicherheitshalber eingesteckt, holte sie hervor und schaltete sie ein.

Der Strahl zielte noch neben den Bewegungslosen. Erst als Perrish ihn drehte, traf er das Gesicht der Gestalt.

Auch Edwards war näher gekommen. Beide konnten in die Fratze schauen. Besonders stark entstellt war der Mund.

Sie sahen den Mund, sie sahen das Grinsen und auch die beiden spitzen Zähne.

Nur war es nicht der Vampir!

»Torry!« ächzte Edwards und spürte gleichzeitig den heftigen Schwindel…

***

Slim taumelte zur Seite, im Gegensatz zu Perrish, der sich vorkam, als hätte man ihm die Füße auf dem Boden festgenagelt. Er bekam den Mund nicht mehr zu, doch es war ein unheimliches Staunen, vermischt mit einer von den Beinen hochsteigenden Angst, die wie

eine Kralle sein Herz umklammerte.
Er sah sogar die Einschußlöcher, die die Kugeln hinterlassen hatten. Er wußte plötzlich, daß Torry nicht vernichtet war, sonst hätte er nicht so gegrinst.
Und Torry kam hoch.
Nicht schnell, dafür ruckartig. Im gleichen Rhythmus schnellten auch die Arme vor.
Perrish wollte verschwinden, doch die Hände wurden für seinen Geschmack dreimal so lang.
Zwar kam er noch zurück, aber der Boden war glatt geworden. Er verlor die Balance, und aus dem Flockenwirbel erschien Torry, der Blutsauger, wie ein Gespenst.
Perrish wurde für einen Moment an einen alten Frankenstein-Film erinnert, wo er eine ähnliche Szene gesehen hatte. Er schlug mit dem Gewehr zu, traf Torry auch, nur verspürte der keine Schmerzen mehr. Wenn er sich einmal ein Ziel gesetzt hatte, brachte ihn niemand mehr davon ab.
Er griff an.
Torry fiel dem Mann entgegen. Beide Handkanten trafen die Schultern des Bäckers, der unter dieser Wucht zusammenbrach. Zudem war er nicht eben der größte Mensch.
»Slim«, röchelte er, »Slim…«
Wenn ihm einer helfen konnte, war es Edwards. Der aber mußte erst seine Angst überwinder. Am liebsten hätte er die Flucht ergriffen. Er wußte aber auch, daß er Perrish mit dem Monster nicht allein lassen konnte. Deshalb handelte er.
Mit dem Gewehrkolben schlug er zu, hörte auch das Krachen, als beide zusammentrafen. Der Vampir schwankte tatsächlich und kippte zur Seite.
Fügung oder Schicksal, vielleicht auch nur einfach Glück. Jedenfalls rutschte beim Fallen aus der breiten Jackentasche des Blutsaugers etwas hervor.
Ein dunkler Gegenstand landete im Matsch: eine Pistole! Das hatte Torry nicht bemerkt, doch durch Slim Edwards Kopf schoß es wie ein Blitzstrahl, der bei ihm haargenau die zündende Idee brachte.
Das war Sinclairs Waffe, und die war nicht mit normalen Kugeln geladen, sondern mit geweihten Silbergeschossen.
Torry gab nicht auf. Zwar wollte Perrish von ihm wegkriechen, doch der Vampir schleuderte seinen Körper vor, streckte ihn und bekam Perrishs rechten Fußknöchel zu fassen, den er eisern festhielt.
Er wollte Perrish zu sich heranziehen, um ihm die Zähne in den Hals zu schlagen.
Das wußte der Bäcker auch. »Verdammt noch mal, Slim«, heulte er auf. »Tu was, tu endlich was!«

»Okay, ich bin dabei – okay!« Edwards hatte sein Gewehr weggeschleudert, um sich mit der Beretta vertraut zu machen. Er hielt sie mit beiden Händen fest, sein Atem ging heftig und stoßweise. Der Schnee klatschte in sein Gesicht. Nur wenige Schritte entfernt wälzte sich der Blutsauger mit seinem Opfer über den Boden.

Torry hatte den Bäcker zu sich herangezogen und kroch dabei über ihn weg.

Er würde es schaffen, auch wenn sich Perrish noch so wehrte.

Selbst durch Stöße oder Tritte konnte er sich nicht befreien.

Aber er hörte die Schüsse.

Sie klangen anders als die aus dem Gewehr. Der erste, der zweite, ein helles Peitschen, dessen Echos der heftige Schneefall verschluckte.

Perrish war innerlich zu Eis geworden. Er hatte die Arme halb erhoben und anwinkeln können, wobei es ihm nicht gelungen war, sich zu schützen. Aber es kam anders.

Der Vampir auf ihm heulte auf. Er bewegte noch den Kopf. Perrish sah das Gesicht.

Es war eine groteske Maske geworden, widerlich verzerrt, mit weit geöffnetem Mund, aus dem eine dicke Flüssigkeit hervorrann.

Dann entspannten sich die Züge. Mit einer Drehung kippte er zur Seite und blieb regungslos neben Perrish liegen.

Edwards kam näher. Er schaute auf den Rücken des Blutsaugers.

Zwei weitere Kugellöcher waren hinzugekommen, und aus ihnen stiegen, wenn er sich nicht täuschte, dünne Rauchfäden, die rasch im dichten Schneetreiben verschwanden.

Geschafft!

Das eine Wort blitzte durch sein Hirn. Nur wollte er es kaum glauben. Erst als Robert Perrish schwerfällig auf die Beine kam und zur Seite wankte, da wußte er, daß sie tatsächlich mit dem Leben davongekommen waren und einen Vampir erledigt hatten.

»Du hast es geschafft!« keuchte der Bäcker. »Du… du hast den Blutsauger erledigt.« Er lief auf ihn zu und schlug ihm beide Hände auf die Schultern. Dabei sah es aus, als wollte er mit ihm einen Tanz in der freien Natur aufführen.

Edwards konnte es selbst nicht glauben. Er wollte sich zunächst überzeugen und schob Perrish zur Seite. Neben dem Vampir blieb er stehen, die Waffe gesenkt, den Finger am Abzug und bereit, noch eine Kugel zu verschießen.

Das war nicht mehr nötig. Torry hatte sein untotes Dasein endgültig ausgehaucht.

Aus seiner Tasche schaute etwas hervor. Es war die Peitsche, die ihm der Chinese hatte übergeben müssen.

Edwards nahm sie an sich und steckte sie ein. Mit dem Ärmelende wischte er den frischen Schnee aus seinem Gesicht. »Das glaubt uns

niemand. Torry war ein Vampir, er hatte die Blutsauger jagen wollen, aber es hat ihn erwischt. Verdammt noch mal, das ist ein Ding.«

Robert Perrish hatte jedes Wort verstanden. »Ja, Slim, wir haben ihn erledigt. Daß er zu einem Vampir geworden ist, beweist uns gleichzeitig, daß sie da sind.«

»Leider.«

Beide Männer schauten sich um, doch im fallenden Flockenwirbel war nichts zu entdecken. Da konnten die Vampir-Gespenster nur drei Schritte von ihnen entfernt stehen, ohne daß man sie sah.

»Weißt du, Slim, daß mir das irgendwie Mut gibt.«

Edwards schüttelte den Kopf. »Mir nicht. Ich habe nach wie vor verdammte Angst. Ich… ich kann es auch nicht fassen, daß ich den Vampir erledigt habe. Daran werde ich wohl noch einige Zeit zu knacken haben, glaub mir.«

»Spielt das jetzt eine Rolle? Wir müssen weitermachen!«

»Vielleicht. Mal ehrlich, Robert, kannst du dir vorstellen, daß Torry der einzige Vampir außer den beiden im Planwagen gewesen ist?«

Perrish verstand sehr schnell. »Du glaubst, daß er einer unter mehreren gewesen sein könnte?«

»So ähnlich.«

»Das wäre ja schlimm.«

»Klar.« Edwards hob die Schultern. »Ich frage mich nur, was wir jetzt tun sollen?«

Perrish hatte sich die Antwort längst überlegt. »Das ist doch klar. Wir gehen nach Lauder hinein. Hier oben kann ich nicht mehr bleiben.«

»Und dann?«

»Suchen wir die anderen und geben ihnen Bescheid.«

Edwards war einverstanden. »Moment noch«, sagte er und bückte sich, um abermals in den Taschen des Untoten nachzuschauen. Er hatte den Schlüssel schnell gefunden.

»Willst du die Polizisten befreien?«

»Klar.« Edwards nickte. »Das ist das Beste, das wir tun können. Sollen sie die Blutsauger jagen. Ich weiß nämlich nicht, ob wir immer so ein Glück haben werden wie jetzt.«

Der Bäcker nickte. »Damit könntest du recht haben, Slim, verdammt recht sogar…«

***

Mir paßte einiges nicht in den Kram. Nicht nur, daß wir so lange ausgesperrt waren, es gefiel mir auch nicht die Dunkelheit, die einfach zu viele Verstecke bot, und erst recht nicht der Schnee, der immer dichter aus den Wolken fiel.

Das war ein Vorhang ohne Ende.

Bestehend aus kleinen Kristallen, die oft wie Nadelspitzen unsere

Gesichter malträtierten. Auch McDuff fluchte über das Wetter. »Alle haben sich Schnee gewünscht. Ausgerechnet jetzt fällt er.«

»Was wollen Sie machen?« fragte Suko. »Nehmen wir es, wie es ist.«

Wo wir die Blutsauger suchen sollten, wußte keiner von uns. Deshalb hatten wir uns ein zentrales Ziel ausgesucht. Es war der noch im Ort stehende Planwagen, der auf der Fahrbahn ein mächtiges Hindernis bildete. Die Menschen von Lauder zeigten sich nicht. Sie blieben in den Häusern und Wohnungen. Die Angst vor den Blutsaugern hielt sie glücklicherweise zurück. Doch Vampire brauchen Blut, Menschenblut. Wir konnten davon ausgehen, daß sie sich dort aufhielten, wo sie leicht an die Beute herankamen.

Vor uns erschien der Wagen im Schneewirbel. Er sah dick und massig aus. Seine Plane hatte eine weiße Haube bekommen, die mit ihrem Gewicht selbst den strammen Stoff eindrückte. Die beiden Pferde lagen tot im Geschirr, bedeckt vom Schnee wie mit einem weißen Leichentuch. Niemand hatte sich um die Tiere gekümmert.

Indem man ihre Tiere erschoß, hatten die Bewohner versucht, den Vampiren eins auszuwischen. Es würde ihnen nicht gelingen. Es war ein sinnloser Tod gewesen, über den ich nur den Kopf schütteln konnte.

»Was hast du?« fragte Suko.

»Nichts weiter. Ich dachte nur an die Pferde.« Dann ging ich die paar Schritte bis zur Rückseite des Wagens, wo der Schnee hineingeweht und sofort getaut war.

Ich kletterte auf den Wagen. Der widerliche Vampirgeruch hing über der Ladefläche, als wollte er niemals dort verschwinden. Einen Blutsauger selbst sah ich nicht.

McDuff und Suko warteten auf mich. »Wenn ich nur wüßte«, sagte der Sergeant, »wohin sich diese Hobby-Vampirjäger verzogen haben, dann wäre es mir wohler.«

»Stimmt genau«, gab ich ihm recht. »Es sind wirklich Laien und können eine leichte Beute werden.«

»Wäre es sinnvoll, wenn wir zusammenbleiben?« erkundigte sich Suko. »Ich denke, es ist besser, wenn wir getrennt gehen.«

Ich schaute ihn an. Vor unsern Gesichtern tanzten die Flocken.

»Da geb ich dir recht, nur solltest du bedenken, daß du praktisch ohne Waffe bist. Ich habe meine Beretta auch nicht mehr…«

»Ich hole mir die Ersatzwaffe aus dem Wagen.«

»Okay, dann verlasse ich mich auf das Kreuz.«

»Und auf den Dolch.«

»Stimmt.«

»Sollen wir einen Treffpunkt ausmachen?« fragte McDuff. »Dieser Planwagen ist eine günstige Stelle. Wir könnten uns auch auf eine Zeit verständigen.«

»Das ist nicht übel«, stimmte Suko zu. »Wie siehst du die Sachlage, John?«

»Ich bin dafür.«

»Und wann treffen wir uns wieder?«

»Wie wäre es mit Mitternacht?«

McDuff wrang getauten Schnee aus seinem Bart. »Zur Geisterstunde. Irgendwie habe ich das Gefühl, daß die Blutsauger schon vorher losschlagen und nicht so lange warten wollen.«

»Seid mal ruhig!« zischte Suko.

Wir verstummten. Mein Freund entfernte sich vom Wagen und blieb nahe des Gehsteigs stehen.

»Hast du was gehört?«

Er nickte und drehte mir weiterhin den Rücken zu. »Ja, John, das waren, wen mich nicht alles täuscht, Schüsse.«

Auf Sukos Gehör konnte man sich verlassen. So etwas sagte er nicht grundlos. »Und wo?«

Er hob den rechten Arm und schwang ihn nach vorn. »Da hinten irgendwo. Den Bergen zu.«

McDuff kannte sich dort besser aus. »Was finden wir da?«

»Häuser, eine Gärtnerei und…«

Ich nickte. »Okay, vielleicht sollte ich mich in diese Richtung bewegen.«

»Sie ist einsam«, gab der Sergeant zu bedenken. »Sie sagten doch, John, daß sich die Vampire gern dort aufhalten, wo sie auch die Chance bekommen, Menschen zu jagen.«

»Stimmt.«

»Ich möchte lieber in der Stadt bleiben.«

»Das sollen Sie auch.« Ich zog den silbernen Dolch hervor und reichte ihn McDuff. »Bitte, nehmen Sie den.«

»Aber Sie…«

»Ich habe noch das Kreuz.«

Er wog den Dolch auf der Handfläche und nickte anerkennend.

»Ist ja ein tolles Stück.«

»Besonders in seiner Wirkung auf Schwarzblütler«, erklärte ich ihm lächelnd.

»Mir ist da gerade ein Gedanke gekommen«, sagte Suko. »Es geht um deinen Vater.«

»Ja, daran dachte ich auch.«

»Deine Mutter haben sie. Könnte es nicht sein, daß man versuchen wird, auch Horace zu einem Vampir zu machen?«

»Die Befürchtung hege ich ebenfalls. Ich sollte nach ihm schauen, bevor ich mich auf den Weg mache.«

»Gut, gehen wir.«

»Mitternacht hier?« fragte McDuff.

»Einverstanden.«

Wir nickten uns noch einmal zu und wünschten uns gegenseitig viel Glück. In verschiedene Richtungen liefen wir davon. Schon nach wenigen Schritten hatte uns der Vorhang aus Schnee verschluckt…

***

Wo der Hausarzt wohnte, wußte ich genau. Das Haus lag allein und ähnelte dem meiner Eltern. Im Sommer deckte es eine dicht belaubte Baumreihe vor unerwünschten Blicken. Auch jetzt, beim wilden Schneegestöber war es mehr zu ahnen, als zu sehen. Zum Glück brannte die Lampe über der Tür.

Ich war ihrem milchigen Schein gefolgt und blieb unter den Zweigen einer Buche stehen.

Mir fiel auch das zweite Licht auf. Es beleuchtete das Garagentor, das zu dieser Zeit allerdings offenstand. Die Umrisse eines Autos konnte ich nicht erkennen.

Demnach war der Doc nicht da.

Das gefiel mir nicht. Zwar würde er meinen alten Herrn nicht schutzlos zurücklassen, wenn die Blutsauger jedoch angriffen, sah es zumeist bitter aus.

Ich lief durch den Schneevorhang bis zur Haustür. Drei breite, halbrund angelegte Stufen formierten sich zu einer Treppe, die vor einem natürlichen Windfang endete. In der Wand war eine Klingel angebracht worden. Sie glänzte golden.

Ich drückte den Knopf nach unten, vernahm auch das Bimmeln der Glocke im Haus, nur kam keiner, um die Tür zu öffnen.

Das kalte Gefühl strich wieder über meinen Nacken. Unbewußt tastete ich nach meiner Waffe, bis mir einfiel, daß ich die Beretta nicht mehr trug. Ich überlegte, ob ich noch einmal schellen sollte, da fiel mein Blick auf den äußeren Türknauf.

Mehr einem Instinkt folgend, umschloß ich ihn mit der rechten Hand und drehte daran.

Die Tür war nicht verschlossen. Nach einem leichten Druck konnte ich sie nach innen schieben.

Das verdammte Gefühl wollte nicht weichen. Ich trat über die Schwelle – so vorsichtig wie ein Schlafwandler.

Im Haus brannte Licht, allerdings nicht in der breiten Diele. Wohl hinter einigen Türen, die von diesem Raum abzweigten. Manche von ihnen standen offen. Da fiel der Schein relativ breit in die Diele.

Bei den geschlossenen lugte er nur unter der Türritze hervor.

Ich war dicht hinter der Tür stehengeblieben und ließ sie wieder ins Schloß fallen. Rechts von mir an der Wand, sah ich einen Dreierschalter für das Deckenlicht.

Mit einer fließenden Handbewegung drückte ich alle drei Schalter

nach unten.

Mehrere Lampen flammten auf und leuchteten die Diele aus. Blut sah ich! Ich bekam einen Schock!

Ich hatte das Gefühl, von der realen Welt her, in einen Alptraum getreten zu sein. Ich sah die Lachen nicht nur auf dem Boden, sie klebten auch an den Wänden und rannen daran herab. Zwei umgestürzte Stühle und ein bis vor die Wand geschobener Tisch zeugten davon, daß hier ein Kampf stattgefunden haben mußte.

Aber wer gegen wen? Ein Vampir war sicherlich mit von der Partie gewesen, und ich dachte natürlich sofort an meinen Vater.

Der Rücken fror mir ein. Die Praxis befand sich im Haus, ebenso die Krankenzimmer.

Nur wußte ich nicht, wo sie der Doc eingerichtet hatte. Wahrscheinlich im Souterrain, denn eine breite Treppe führte dorthin.

Eine der Türen wurde aufgerissen. Ruckartig zog sie jemand nach innen. Im nächsten Augenblick taumelte eine blutüberströmte Gestalt hervor, eine junge Frau mit blonden, hochgekämmten Haaren.

Sie trug einen ehemals weißen Kittel, jetzt zeigte er zahlreiche rote Inseln, und auch ihr Gesicht war gezeichnet.

Ich kannte die Person nicht, wahrscheinlich war es eine Helferin, die der Doc als Aufpasserin für meinen Vater zurückgelassen hatte.

Wie dem auch war, ich lief ihr entgegen und wollte wissen, was in diesem Hause vorgefallen war.

Es gelang mir nicht mehr, die Frage zu stellen. Die Frau war stehengeblieben und öffnete ihr Maul.

Seitlich sah ich die beiden Blutzähne aus dem Oberkiefer wachsen, und ich wußte Bescheid…

***

Wie eine Schlange, so blitzartig schnellte aus einer schmalen Lücke zwischen zwei Häusern ein Gewehrlauf hervor und hätte den rechts gehenden McDuff fast an der Wange erwischt.

»Bleibt stehen, verdammt!« klang der Befehl aus der schmalen Lücke.

Suko und McDuff stoppten. Der Sergeant holte tief Luft, wobei ein regelrechtes Schnauben entstand. »Hör zu, Josh, wenn du die verfluchte Knarre nicht wegnimmst, drehe ich dir den Hals zum Korkenzieher. Ich hasse es, wenn man mich mit einer Kanone bedroht.«

»Du bist es, Sergeant?«

»Ja, ich, und ebenfalls mein Kollege aus London. Also reiße dich zusammen, Josh.«

Die Mündung verschwand. Der Mann blieb in der Einfahrt. »Wie seid ihr aus der Zelle freigekommen? Das war doch… das war …«

»Es spielt keine Rolle, Josh. Jetzt sind wir hier und damit basta.«

McDuff drehte sich scharf nach rechts. Auf einmal schoß sein Arm vor. Die breite Hand tauchte in die Lücke. Sie bekam den Sprecher zu packen und zog ihn zu sich heran.

Josh stemmte sich zwar dagegen, doch dem Druck konnte er nicht widerstehen.

McDuff drückte den wesentlich kleineren Mann mit dem Rücken gegen die Hauswand. »Und jetzt, Josh, machst du dein Maul auf, solange du es noch kannst. Daß dies hier kein Spiel ist, muß auch in deinen Schädel gegangen sein. Wie ist es gelaufen?«

»Was… was meinen Sie?«

»Wo sind die anderen?«

»Torry ist allein gegangen, der Bäcker und Edwards haben auch seine Richtung eingeschlagen. Ich und die zwei anderen blieben noch auf dieser Seite.«

»So ist das.«

»Ja.«

»Und wo stecken die Blutsauger?«

»Das weiß ich nicht. Ich habe keinen gesehen. Sie sind hier noch nicht vorbeigekommen. Ehrlich, sonst hätten wir nämlich geschossen.«

»So – hättet ist das?«

»Ja, Sergeant.«

»Was hast du hier gewollt?«

»Ich wollte Wache schieben. Ist ja ein günstiger Ort.«

»Da hast du recht. Noch mal zu deinen beiden Kumpanen. Haben sie dir gesagt, wo sie hinwollten?«

Josh nickte heftig. »In den Highland Star.«

»Was ist das?« fragte Suko.

»Unsere Disco.«

»Gehen Ihre Freunde davon aus, Josh, daß sie die Vampire in dem Lokal finden werden?«

»Das kann sein, Sir. Da sind Menschen, wissen Sie. Und Vampire brauchen doch Blut.«

McDuff lachte auf. »Wirklich toll von dir kombiniert, du kleiner Sherlock Holmes.«

»Wir sollten ebenfalls hingehen!« schlug Suko vor.

»Ungern.«

»Weshalb?«

»Ich mag den Highland Star nicht. Da ist es mir zu laut, verstehen Sie?«

»Wir gehören eben nicht mehr zur Jugend.«

»Das scheint mir auch so.« McDuff wandte sich wieder an Josh.

»Du bekommst von mir kostenlos einen guten Rat. Nimm deine Knarre und hau ab! Geh in dein Haus, krieche meinetwegen zu Mutter unter die Schürze, aber steh hier nicht mehr herum. Haben wir uns

verstanden?«
»Klar, McDuff.«
»Dann renn.«
Josh huschte aus der Lücke und lief nach links, wo er sich an der Hauswand hielt. Das war auch gut, da konnte er sich wenigstens abstützen, als er ausrutschte und Schlagseite bekam.
»So, der erste wäre weg.« McDuff war zufrieden. Er rieb seine Hände.
»Dann sehen wir uns mal die Disco an.«
»Ist denn heute Tanz?« fragte Suko. »Ich meine, man hört nichts.«
»Nur am Wochenende.«
»Und in der Woche?«
»Läuft auch Musik, aber es ist kein Disc-Jockey da, der da seine große Schau abzieht.«
»Wem gehört der Laden?«
McDuff winkte ab. »Einer aus Aberdeen hat ihn gekauft und renovieren lassen.«
»Wird auch gedealt?«
»Bisher nicht. Dem würde ich auch einen Riegel vorsetzen, darauf können Sie sich verlassen.«
Das glaubte Suko McDuff aufs Wort. Wenn der mächtige Sergeant einmal losgelassen war, gab es nichts, was ihn noch stoppen konnte.
Es sei denn, man versuchte es mit brutaler Gewalt.
Die beiden Männer kürzten ab. Sie nahmen nicht den normalen Weg, sondern rutschten einen kleinen Hang hinab. Ihre Füße hinterließen auf der weißen Fläche dunkle Matschspuren. Ein brauner, halbhoher Zaun bremste sie. Er war schnell überwunden.
Beide landeten in einem Garten. Ein Hund bellte los. Hinter zwei Fenstern an der Rückseite wurde es hell. Dann schrie jemand in den Garten und das wilde Schneegestöber.
»Wer ist da?«
»Ich bin es, McDuff!«
»Bist du normal?«
Suko und der Sergeant waren vorgegangen. Hinter dem erleuchteten Ausschnitt bewegte sich die Gestalt. »Was soll das denn heißen?«
»Du könntest auch ein Vampir sein.« McDuff mußte gegen das Kläffen des Köters anschreien, der sich überhaupt nicht mehr beruhigen wollte. Er zerrte an seiner Leine und war aus der Hütte hervorgesprungen.
»Schon gut, McDuff.«
Das Fenster wurde wieder geschlossen. Der Sergeant grinste Suko an. »Die Leute sind nervös geworden, kein Wunder, wie ich finde.«
»Richtig. Besser so als anders.«
McDuff hob die Schultern. »Eine Stadt in Angst«, flüsterte er. »Das habe ich in Lauder auch noch nicht erlebt. Wenn der Fall vorbei ist,

Suko, wird hier nichts mehr so sein wie früher. Das kannst du mir glauben.« Er nickte und stampfte voran.

An der Vorderseite des Hauses lief eine Straße entlang. Durch den Schneevorhang schimmerten Flecken. Es war die Reklame der Disco, die selbst die Flocken nicht verdecken konnten.

Leer war die Gaststätte nicht, das erkannten die beiden Männer an den in der Nähe abgestellten Wagen, die allesamt eine dicke Haube aus Schnee trugen.

Auch die abgestellten Motorräder wirkten unter der weißen Pracht wie dicke Klumpen.

Musik drang ihnen entgegen, als sie die Straße überquerten. Jemand hatte die Discotür aufgestoßen. Drei Jugendliche verließen das Lokal und schimpften über das Wetter.

Dann sprang einer los, formte einen Schneeball und bewarf seine Kumpels, die nicht nachstehen wollten, so daß rasch eine Schneeballschlacht entstand.

Als McDuff so plötzlich vor einem auftauchte und dessen Arm nach hinten drückte, bekam der Knabe vor Schreck fast einen Schreikrampf. »Keine Panik, Junge.«

Der harte Schneeball rutschte ihm aus der Hand. »Was… was wollen Sie von uns, Sergeant?«

»Nur eine Auskunft!«

»Über die Vampire?« fragte jemand aus dem Hintergrund.

»Ja!« Diesmal sprach Suko. »Habt ihr sie zufällig gesehen? Wißt ihr, wo sie sind?«

»Nein.«

»Also nicht in der Disco?«

»Genau.«

McDuff drehte sich zu dem Inspektor um. »Sollen wir trotzdem nachschauen, Suko?«

»Wäre nicht schlecht.«

Der Sergeant nickte. Er schob den Schneeballwerfer kurzerhand zur Seite und war als erster an der Tür. Mit einer Hand schleuderte er sie nach innen.

McDuff und Suko schauten in den Raum. Das war keine Glitzer-oder High-Tech-Disco, wie es sie in London gab, hier war ein normales Lokal oder eine Gaststätte zu einem Tanzlokal umfunktioniert worden, wobei bunte Lampen für eine Disco-Atmosphäre sorgten.

Rote, blaue und auch grüne Schweinwerfer schleuderten ihre armbreiten Lanzen dem hölzernen Fußboden entgegen und schufen rechts der Theke, wo sich die Tanzfläche sowie Tische befanden, einen bunten Teppich aus Licht.

Aus Lautsprechern drang Tanzmusik, aber auf der Fläche drehten sich nur zwei Pärchen, zudem noch langsam und kaum auf die Musik

achtend.
Der Theke gegenüber und links von der Tür, sogar ziemlich in die Ecke gedrückt, stand eine Holzbank mit einem breiten, ovalförmigen Tisch davor. Da saß niemand.
Als die beiden Männer das Lokal betraten, bekam der Mann hinter der Theke zwar kein schlechtes Gewissen, er drehte sicherheitshalber die Musik leiser.
McDuff klopfte sich den nassen Schnee von der Uniform. »Ja, Stiletto, das ist brav.«
»Wie heißt der?« fragte Suko.
»Stiletto.«
»Steht er auf diese Mafia-Messer?«
»Nein, aber er besitzt mindestens fünf Pullover oder Hemden mit dem Aufdruck.«
»Ach so.«
Stiletto sah auch nicht aus wie ein Mafioso. Eher wie ein blonder Elvis-Verschnitt mit seiner glänzenden Haartolle, die über der angepickelten Stirn wippte. Diesmal trug er kein Hemd mit dem bekannten Aufdruck, nur einen gelben Hängepullover.
Neben ihm stand ein junges Mädchen. Etwas zu grell geschminkt, das rostrote Haar mit dunklen Spangen und Schleifen verziert. Mc Duff wandte sich an sie.
»Wissen deine Eltern eigentlich, daß du hier in der Kneipe arbeitest?«
»Ja.«
»Dann ist es gut.«
»Ich habe ja keinen Job bekommen. Irgendwie muß man ja Geld verdienen. Außerdem bin ich achtzehn.«
»So alt schon?«
Das Mädchen bekam einen roten Kopf, nahm ein Tablett mit und verschwand in Richtung Tanzfläche.
Stiletto polierte die Theke, wo es nichts zu polieren gab. Er war nervös geworden. »Was… was wollen Sie trinken, Sir?«
»Eigentlich nichts.«
»Ja, verstehe.« Sein Pickelgesicht zeigte ein verkniffenes Grinsen.
»Sie sind dienstlich hier.«
»Wie auch mein Kollege aus London.«
Stiletto schaute Suko an, ohne etwas zu sagen. Er sprach dann zu McDuff. »Sergeant, hier wird nicht gedealt, hier wird nicht…«
»Deshalb sind wir nicht hier.«
»Warum denn?«
»Stiletto.« McDuff sprach zu ihm wie ein Vater zu seinem ungehorsamen Kind. »Mach es uns beiden doch nicht so schwer. Was ist in der letzten Zeit hier in Lauder gelaufen?«
»Das war… das war …«

»Richtig, die Angst ging um. Und weißt du auch, vor wem man Angst hatte?«

»Klar.« Er nickte heftig.

»Okay, Stiletto. Hast du etwas gesehen? Sind Vampire in deiner Disco erschienen?«

»Nein, nicht daß ich wüßte.«

»Fremde Personen etwa?«

»Man kann nicht alle kennen. Die Leute kommen auch von außerhalb. Es hat sich herumgesprochen.«

»Weich mir nicht aus, Stiletto. Sind heute abend Gäste hier, die du nicht kennst?« McDuff deutete mit dem Daumen über seine Schulter hinweg in Richtung Tür. »Da draußen stehen einige Fahrzeuge. Ich kann mir nicht vorstellen, daß Gäste aus Lauder den kurzen Weg mit ihren Autos oder Motorrädern zurücklegen.«

»Da haben Sie schon recht, Sergeant. Da sind welche aus Nachbarorten. Ich war auch nicht dafür.«

»Weshalb nicht?«

»Die sind ziemlich laut. Fast wäre es zu einer Randale gekommen. Ich konnte sie bremsen.«

»Sind sie noch da?«

Stiletto nickte. »Die sitzen hinten in der Ecke. Zusammen an einem runden Tisch.«

»Danke.«

Suko hatte noch eine Frage. »Ein Vampir war nicht zufällig unter ihnen?«

»Das hätte ich doch gesehen.«

»Manchmal sind Vampire Meister der Maske«, erklärte der Inspektor und ging hinter McDuff her, der sich schon auf dem Weg zur Tanzfläche befand. In seiner Uniform wirkte er in der Disco wie ein Schneemann am Äquator. Als er für die im, Tanzsaal sitzenden Gäste sichtbar wurde, verschwanden die beiden Pärchen von der Tanzfläche. Zwischen den Gästen breitete sich eisiges Schweigen aus.

»Ein Bulle«, sagte jemand aus einer ziemlich dunklen Ecke. »Wie schön.« Er fing an zu muhen, die anderen lachten, und McDuff sagte: »Ich stelle dich gleich auf die Weide, du Ochse.«

»Ha, ha, ich bin ein Stier. Ein Ochse kann nur Onkel werden.«

Natürlich war das Gelächter groß. Auch McDuff schmunzelte, aber so, daß es nicht gesehen wurde. Er hatte schließlich einen gewissen Ruf, den er nicht verlieren wollte.

»Na dann wollen wir mal«, sagte er und begann damit, an den Reihen der Tische entlangzugehen. Wer sich erheben wollte, wurde von ihm angepflaumt, sitzen zu bleiben.

Suko bewegte sich in seinem Windschatten. Wo sie hergegangen waren, lagen kleine Wasserpfützen auf der Tanzfläche. Im bunten

Licht wirkte ihre Haut geisterhaft bleich.
Die Gäste aus den Nachbarorten saßen links in der Ecke, wo es auch zu den Toiletten ging. Suko behielt sie im Auge. Es waren acht Personen. Jungen und Mädchen gemischt.
Sie becherten nicht nur Alkohol. Die Fahrer blieben trocken, was auch gut war.
McDuff machte es spannend. Hin und wieder begrüßte er einen Bekannten, machte einen Scherz, ließ auch mal eine Mahnung vom Stapel und erkundigte sich wie nebenbei, ob den Gästen etwas Ungewöhnliches aufgefallen war.
»Nein, Sergeant, hier war kein Vampir!« erklärte ein Milchgesicht im arroganten Tonfall.
»Woher willst du das wissen?«
»Das rieche ich.«
»Dann schnüffle mal weiter.«
Nur mehr ein Tisch mußte von den beiden Männern begutachtet werden. Es war der runde, wo die Fremden hockten.
McDuff und Suko blieben davor stehen. »Sieben«, sagte der Sergeant. »Ihr seid also zu siebt.«
»Rechnen können Sie auch?«
McDuff nickte. »Und wie ich rechnen kann. Auch für andere. Wenn du dein Maul nicht hältst, kannst du damit rechnen, eine Nacht in der Zelle zu verbringen.«
»Ich habe nichts getan!«
»Noch nichts! Aber hüte dich!« donnerte McDuff. Da war der Knabe mit der großen Klappe still. Die Jungs waren längst nicht so abgebrüht wie in den Großstädten.
»Wie viele also?« stellte Suko die Frage noch einmal.
Ein Mädchen gab Antwort. In dem braunen Haar glitzerten Silberstreifen wie Christbaumlametta. »Einer ist zur Toilette gegangen. Es ist Paul.«
»Wie lange ist er weg?«
»Ich habe nicht auf die Uhr geschaut.« Sie blickte ihre Freunde an.
»Ihr etwa?«
Allgemeines Kopfschütteln war die Antwort. Niemand wußte so recht Bescheid.
»Aber ziemlich lange«, sagte der mit der großen Klappe schließlich. »Paul hat eine Sitzung.«
Suko und McDuff tauschten Blicke aus, was auch die Gäste nicht übersahen. »Was wollen Sie denn von Paul? Der hat nichts getan, der ist so harmlos wie wir.«
»Das kann schon sein«, sagte Suko. »Wir müssen trotzdem mit ihm reden. Zu seiner eigenen Sicherheit.«
»Man hörte so etwas«, sagte die kleine mit den Silberfäden im Haar.

Sie rutschte dabei unruhig auf ihrem Platz hin und her.

»Was denn?«

»Vampire, Mister.«

»Da habt ihr euch noch nicht einmal verhört«, gab Suko zu. »Wir suchen Vampire, und zwar echte. Es ist kein Scherz, Freunde. Ihr werdet das Lokal ohne unsere Erlaubnis nicht verlassen, und euren Paul werde ich suchen. Okay, McDuff?«

»Ja, ist gut.«

Die Tür zu den Toilettenräumen lag in Sukos Griffweite. Er streckte nur den Arm aus und schob sie nach innen. Durch den automatischen Schließer mußte er mehr Kraft aufwenden. Aus der Wärme des überheizten Lokals ging Suko in die Kälte eines gemauerten Gangs hinein. Die Wände waren beschmiert. Namen, Zeichnungen und Telefonnummern wechselten sich in bunter Reihenfolge ab.

Links waren die Damen-Toiletten, an der rechten Seite konnte Suko das Herrenklo betreten.

Auch hier mußte er eine alte Tür aufstoßen und spürte den kalten Windzug, denn im Raum stand ein Fenster offen. Damit keiner die Zeche prellen konnte, war es durch ein Außengitter gesichert.

Zwei Kabinen standen zur Verfügung.

In keiner fand Suko diesen Paul. Auch nicht im Waschraum, wo die Becken aus der Wand hervorstachen.

Trotz der Kühle spürte er den Schweiß auf seinem Körper. Er hatte plötzlich das Gefühl, daß etwas nicht in Ordnung war. Irgendwas war falsch gelaufen.

Sicherheitshalber durchsuchte Suko noch die Damentoilette, in der sich ebenfalls niemand befand.

Er trat wieder in den Gang und hörte das Klappern einer Tür. Es war die des Hinterausgangs. Wenn die Toilettenfenster vergittert waren, weshalb stand die Tür dann offen?

Suko wollte es genau wissen. Er hatte sie noch nicht erreicht, als er bereits Bescheid wußte.

Sie war deshalb nicht geschlossen, weil sie jemand aufgebrochen hatte.

Nicht von innen, von außen, wie Suko feststellte, als er sich das Schloß besah.

Sein Verdacht erhärtete sich allmählich zur Gewißheit. Irgendwo in der Nähe mußte ein Blutsauger umhergeschlichen sein. Ein gefährlicher Vampir auf der Jagd nach Beute.

Schnee wirbelte dem Inspektor entgegen, als er ins Freie trat. Zusammen mit der Dunkelheit machten die tanzenden Flocken eine Sicht so gut wie unmöglich. So sehr sich der Inspektor auch anstrengte, die Gestalt bekam er nicht zu Gesicht.

Wenn er seine Lampe einschaltete, machte er sich praktisch zur

Zielscheibe. Dieses Risiko wollte Suko allerdings eingehen. Er mußte nach Spuren suchen, ohne Licht klappte das nicht.

Den Strahl nach vorne zu schicken, hatte keinen Sinn. Suko leuchtete nach links. Er kroch damit an der Wand entlang und entdeckte sogar ein Ziel.

Einige Mülltonnen standen nebeneinander. An ihnen ging er entlang. Auf dem Boden verdeckte der helle Schnee den Abfall. Hin und wieder sank Suko bis zu den Schienbeinen ein.

Flocken wirbelten gegen sein Gesicht, auch in die Augen. Sukos Sicht war stark beeinträchtigt.

Die Mülltonnen besaßen Deckel, die lose auf den zylinderförmigen Unterteilen lagen. Der Inspektor sah nicht, wie sich hinter ihm ein Deckel aufstellte.

Von unten her bekam er Druck. In der Tonne hatte sich jemand versteckt.

Immer höher schwebte der Deckel, gehalten von einer Hand. Am kleinen Finger steckte ein breiter Ring mit einem glänzendem schwarzen Stein. Eine Schulter erschien, ein Gesicht, noch jung, aber mit den gefährlichen Beißern der Blutsauger versehen.

Der Vampir schaute nach links. Er hatte sein Opfer längst wahrgenommen, mußte es nur noch überfallen, um an dessen Blut heranzukommen.

Im gleichen Augenblick sah Suko die Gestalt.

Nicht hinter ihm, sie stand plötzlich vor ihm. Wie ein Gespenst war Fatima aus dem wirbelnden Flockenvorhang erschienen, ging nicht mehr weiter und starrte ihn nur an.

Suko wußte Bescheid. Zudem wollte er kurzen Prozeß machen. Er zog die Ersatz-Beretta hervor und hatte noch nicht angelegt, als der zweite Vampir, Paul, den Deckel der Mülltonne schleuderte.

Das kreisrunde etwas traf Suko am Kopf und riß ihn von den Beinen. In einem Reflex drückte er noch ab, doch die Kugel pfiff in den Himmel.

Dann fiel er in den weichen Schnee…

***

Sie kam, war schon mit Blut bespritzt und wollte mir das Blut aussaugen.

Mit der Beretta hätte ich sie sofort erledigen können, doch die war mir genommen worden.

Ich bückte mich, hob einen Stuhl hoch und schleuderte ihn der Blutsaugerin entgegen.

Die mörderische Krankenschwester wich nicht aus. Der Stuhl hämmerte gegen sie und schleuderte sie zurück. Ich bekam Zeit, endlich mein Kreuz hervorzuholen.

Die Kette über den Kopf streifen, das Kreuz in die Hand nehmen, dies alles gehörte schon zur Routine, darin war ich der wahre Meister. Natürlich konnte sie das Kreuz erkennen, sie wußte, was es bedeutete, und sie zuckte zurück.

Ein Schrei und ein gleichzeitiges Fauchen dröhnten mir entgegen.

Beide Arme riß die junge Blutsaugerin hoch, bevor sie auf dem Absatz kehrtmachte und floh.

Sie war sehr schnell und erreichte die nicht geschlossene Tür noch weit vor mir.

Schwungvoll drückte sie die Tür nach innen. Als ich da war, hämmerte sie die Tür wieder zu.

Ich wuchtete mich dagegen.

Auf der anderen Seite hörte ich sie kreischen. Sie hatte Kraft, sie war eine Untote, aber auch ich war nicht ohne. Der Gedanke an meinen wehrlosen Vater trieb mich an. Es gelang mir, die Anstrengungen zu verdoppeln, was nicht hätte zu sein brauchen, denn die Blutsaugerin ließ die Tür plötzlich los.

Der Druck konnte von mir nicht ausgeglichen werden. Ich fegte förmlich in den darunterliegenden Raum, sah etwas vor meinen Augen aufwachsen und erkannte die Blutsaugerin, die sich bewaffnet hatte. Mit beiden Händen hielt sie eine schwere Vase, die sie mir über den Schädel schmettern wollte.

Ich prallte gegen sie.

Sie schlug zu, schrie auf und fiel gleichzeitig zurück, so daß mich die Vase nicht traf und irgendwo am Boden zerschmettert wurde.

Aber die Frau war getroffen worden.

Mein Kreuz hatte es getan.

Es brannte dicht unter dem Busen ein Mal in den Körper. Ich hörte das Zischen, nahm auch den Geruch wahr, als Fleisch verbrannte, ein Heulen durchschwang den Raum, ein dumpfer Fall – Stille.

Ich war weitergerutscht und mußte mich zunächst wieder fangen, um sie anschauen zu können.

Sie lag auf dem Rücken, das Gesicht bleich und das Brandmal meines Kreuzes auf der blassen Haut ihres Körpers. Wieder ein Opfer der beiden Vampir-Gespenster, die Lauder zu einer gefährlichen Hölle gemacht hatten. Wo sollte das noch enden?

Um die Leiche kümmerte ich mich nicht. Mein Vater war jetzt wichtiger. Lag er im Keller?

Ich verließ den Raum des Todes und jagte auf die Treppe zu, deren Stufen im Dunkeln verschwanden.

Irgendwo mußte sich ein Lichtschalter befinden. Ich kickte ihn nach unten, nichts geschah.

Auch eine Tat der Vampire…

So rasch wie möglich jagte ich die Stufen der mir fremden Treppe

hinab. Am Ende sah ich einen düsteren Gang vor mir, wo die Schatten sich ineinanderzogen und sich eine unheilschwangere Atmosphäre ausgebreitet hatte.

Hier befand sich die Arztpraxis. Wo aber fand ich die Krankenzimmer?

Ich war keine Katze, die in der Dunkelheit sah, deshalb mußte ich die Lampe zu Hilfe nehmen.

Links sah ich einige Stühle und auch eine schmale Bank, wo die Patienten warten konnten.

Dort lagen die Räume bestimmt nicht.

Also nach rechts.

Der Lichtstrahl durchbohrte die Dunkelheit und fand als Kreis ebenfalls ein Ziel.

Eine Tür.

Die Aufschrift las ich, als ich auf das neue Ziel zulief. Krankenzimmer. Genau hier war ich richtig.

Mit dem Fuß stieß ich die Tür auf und steckte zunächst meinen rechten Arm vor, denn aus der Faust ragte das geweihte Silberkreuz hervor wie ein Fanal.

Keiner griff mich an!

Ich befand mich in einem Vorraum, quadratisch angelegt, hell gestrichen, aber ohne Licht. Der Blutsauger mußte die Stromzufuhr lahmgelegt haben.

Vier Türen standen zur Auswahl. Mein Herz klopfte zum Zerreißen, als ich die erste aufdrückte. Ich leuchtete in den Raum, traf auch das Bett, es war leer.

Der nächste Raum.

Auch hier lag niemand.

Hinter der dritten Tür glitt der Lichtstrahl über mit Wäsche gefüllte Regale.

Wieder nichts.

Blieb die vierte.

Hier verhielt ich meinen Schritt. Plötzlich hätte ich heulen können.

Meine Furcht steigerte sich bis hin zur Panik. Mit dem Ellbogen drückte ich die Klinke nach unten.

In der Linken hielt ich die Bleistiftleuchte, in der rechten meine einzige Waffe, das Kreuz.

Mit der Kniescheibe hämmerte ich die Tür nach innen, leuchtete gegen das Bett, in dem mein Vater lag.

Er war nicht allein!

Schräg über ihm lag der Vampir!

***

»Ihr Kumpel bleibt aber lange weg, Sergeant«, sagte jemand aus der

Runde in die Stille hinein, denn auch die Musik spielte nicht mehr.

McDuff überlegte. Er schaute den Sprecher dabei an. »Eigentlich hast du recht, mein Freund.«

»War doch nur ein Scherz…« Der junge Mann fühlte sich unwohl, aber der Sergeant war anderer Ansicht: »Damit spaßt man nicht. Es kann durchaus sein, daß der Inspektor etwas entdeckt hat.«

»Paul ist auch so lange…«, ein Mädchen sprach die Worte sehr leise und mit versiegender Stimme.

»Keine Sorge, ich kümmere mich um den Fall.« So wie der Sergeant die Worte aussprach, nahm man ihm auch ab, daß er sich darum kümmern wollte.

Keiner stand vom Tisch auf, als er die Tür zu den Toilettenräumen öffnete.

Auch er spürte den Durchzug, der ihn wie ein kalter Atem anfeuchtete. Irgendwo klapperte etwas. Das Geräusch übertönte selbst seine Schritte auf dem Steinboden.

Wie ein mächtiger Wachtposten blieb der Sergeant im Gang stehen. Er suchte nach Suko und Paul, wobei er sich nicht traute, die Namen der beiden zu rufen. Dann hätte er das Gefühl gehabt, irgend etwas verkehrt gemacht zu haben.

Die Hintertür klapperte. Von außen schleuderte der Wind Schneeflocken gegen das Holz. Die rieselnden Laute drangen bis an die Ohren des Sergeants.

»Suko?« Er stand neben dem Zugang zur Herrentoilette, ohne allerdings eine Antwort zu bekommen.

Sein Verdacht verdichtete sich zur Gewißheit. Die beiden befanden sich nicht mehr in den Toilettenräumen. Er schaute auf den Hinterhof.

Da hörte er den Schuß!

Nicht übermäßig laut, aber trotzdem gut zu vernehmen. Die Richtung war klar.

Plötzlich konnte sich, der Sergeant bewegen. Er war auf einmal schnell, riß die Hintertür auf und dachte daran, daß der Hinterhof auch für ihn zu einer Falle werden könnte.

Das war ihm jedoch egal, als McDuff geduckt in den Schneewirbel hineinstürmte.

»Suko?« Er brüllte den Namen, bekam keine Antwort, sah aber einen helleren Fleck an der linken Seite, denn dort brannte eine Lampe. In ihrem Schein bewegte sich ein mächtiger Umriß. Einen Arm hatte die Gestalt erhoben, die Finger zur Klaue gespreizt, und so zielte sie auf eine unter ihm liegende Gestalt.

McDuff stellte Vermutungen an, weil er selbst nicht allzuviel sah.

Der Mann mit dem erhobenen Arm war nicht Suko. Das hatte er schon erkannt, und die Tatsache ließ ihn handeln.

Er gehörte zu den Menschen, die auch einen Instinkt für Gefahren

besaßen. McDuff bewegte sich im Schneetreiben wie ein Gespenst, nur rutschte er weg, als er sich vorwarf, streckte jedoch die Arme aus und fiel auf einen nassen Rücken.

Der Kerl flog nach vorn und zur Seite. Es schepperte, als die Mülltonnen Druck bekamen. Einige von ihnen wackelten, Deckel rutschten ab, landeten im Schneematsch, und McDuff schaute nur für einen kurzen Moment auf den am Boden liegenden Suko, der seine Lampe verloren hatte, die jedoch weiterbrannte.

Das Scheppern nahm an Lautstärke zu, als Sukos Gegner sich aus der Mülltonnennähe befreite und auf die Beine stemmte. Schnee, Dunkelheit, fahles Lampenlicht, das alles schuf ein gespenstisch bleiches Bild, ein Durcheinander und Verzerrungen.

McDuff erkannte ihn. Das mußte einfach Paul sein, der sich auf die Beine quälte.

Er trug eine glänzende Lederjacke, auf der Schneereste klebten.

Von seinem Gesicht sah der Polizist nicht viel. Es wurde erst deutlicher, als McDuff die Lampe aufgehoben hatte und Paul anleuchtete.

Schnee und Matsch verteilten sich auf der Haut, der Mund aber lag frei, damit auch die beiden aus dem Oberkiefer wachsenden Vampirzähne.

McDuff wußte genug.

Und der andere wollte sein Blut.

Er sprang vor. Auf dem rutschigen Boden kam er gut weg. McDuff wich zurück. Er sah mit an, wie Paul über den im Schnee liegenden Suko stolperte und seinen Arm ausstreckte, um sich mit der Hand auf dem Boden abzustützen. Sein Angriff war aus dem Konzept geraten.

Der Sergeant dachte nur an eines. Dieser Paul wollte sein Blut, er würde ihm an den Hals gehen und ihn beißen.

Er zog den Dolch!

Eine breite Klinge aus Silber, geweiht und für Vampire tödlich.

Bisher hatte McDuff diese oder ähnliche Waffen noch nicht eingesetzt. Er besaß auch Hemmungen, aber es gab keine andere Möglichkeit für ihn.

Als der Vampir sich auf ihn werfen wollte, ging McDuff ihm entgegen. Ja, er ging und rannte nicht.

Sein Arm stieß vor, mit ihm die Klinge, und er sagte: »Stirb, verfluchter Blutsauger!«

Irgendwo in der Lederjacke verschwand die Klinge. McDuff spürte kaum Widerstand, sein Blick konzentrierte sich auf das verschwommen und fahl wirkende Gesicht hinter dem Vorhang aus Schnee.

Da verzerrte sich der Mund. Ein furchtbar klingendes Röcheln drang dem Sergeant entgegen. Augen wirkten wie blasse Flecke, und McDuff

zog die Klinge zurück.

Ein letztes Fauchen vermischte sich mit dem Prasseln des Schnees, dann sank Paul zu Boden.

Vor den Füßen des Polizisten blieb er liegen. Seine Hand zuckte noch einmal, die Finger klatschten auf McDuffs Schuhspitze, dann rührte sich der Blutsauger nicht mehr.

Dem Sergeant war elend und gleichzeitig zum Heulen zumute. Er stand da und spürte den Druck hinter den Augen sowie im Hals.

Seine Lippen zuckten. Nur sehr langsam beugte er sich nieder, die Lampe leuchtete und erfaßte auch das Gesicht, als McDuff den Jungen auf den Rücken gedreht hatte.

Ein normales Gesicht, keine Vampirfratze mehr…

Der Polizist nickte und flüsterte mit leiser Stimme: »Verdammt, es tut mir leid, aber es ging nicht anders.« Das Gesicht hatte einen friedlichen Ausdruck bekommen, dieser junge Mann war von einem bösen Fluch erlöst worden.

Langsam richtete sich der schwergewichtige Sergeant auf und blickte in das Schneetreiben.

Für einen Moment glaubte er, eine Gestalt entdeckt zu haben, die durch den Hof schlich.

McDuff wollte etwas sagen, da war das Bild verschwunden, als hätte es der fallende Schnee gelöscht.

Endlich regte sich Suko. McDuff hörte, wie er von dem Inspektor angesprochen wurde. »Danke, mein Freund, danke…«

Der Sergeant erwachte wie aus einem Traum. Er starrte Suko an, der versuchte, auf die Beine zu kommen, im Schnee saß und sich den Hinterkopf hielt. »Da hat mich der verdammte Mülltonnendeckel getroffen!« keuchte er. »Sie waren zu zweit, eine Frau und er…«

»Also doch.«

»Wieso?«

McDuff half Suko auf die Beine, der sich auf den Mülltonnen abstützte. »Ich habe sie gesehen, aber sie ist so schnell weg, daß ich an eine Täuschung glaubte.«

»Nein, sie war da.«

»Und jetzt?«

Suko drückte sich zurück und atmete durch. Er hatte einen dunklen Fleck gesehen. Bevor dieser zugeschneit wurde, hob Suko seine Beretta auf.

»Ich weiß es auch nicht, Sergeant. Die Gefahr ist leider nicht kleiner geworden.«

»Das kann man wohl sagen.«

»Wir müssen Paul mit hineinnehmen.«

»Lassen Sie mal, das mache ich schon. Sie haben genug Probleme mit dem Schädel.«

»Der ist hart und einiges gewohnt.«

McDuff stemmte den Bewegungslosen in die Höhe. Er legte ihn sich wie ein Kind über die Arme. Suko, dessen Gang noch immer etwas schwankend war, ging vor und öffnete die Hintertür, um Mc Duff mit seiner Last hindurchzulassen.

»Danke.«

Der schwergewichtige Mann ging durch den Flur und betrat das Lokal mit dem Toten auf dem Arm.

Auf einmal wurde es still. Eine gänsehauterzeugende Ruhe hatte sich ausgebreitet. Die Gäste hockten an den Tischen wie Puppen, die sehr langsam die Köpfe drehten und McDuff mit Blicken verfolgten.

Dieser schritt zur Tanzfläche und blieb darauf stehen.

»Das ist Paul«, sagte er. »Einige von euch kennen ihn. Ich habe ihn töten müssen, weil er ein Vampir war. Leergesaugt, kein Blut mehr, aber er wollte das Blut des Inspektors. Ich kam zur rechten Zeit, als er sich schon über ihn gebeugt hatte. Wer bisher noch gelacht hat, dem dürfte bei Pauls Anblick das Lachen vergangen sein. Es gibt sie, die verdammten Blutsauger. Sie werden versuchen, weiter ihre Brut zu zeugen. Deshalb müssen wir achtgeben. Paßt höllisch auf, diesen Rat kann ich euch geben! Bleibt hier bis zum Anbruch des Tages.«

»Ist das wirklich so?« fragte Stiletto, der sich näher an Suko herangeschoben hatte.

»Ja.«

Die jungen Leute am ovalen Tisch reagierten unterschiedlich auf den Tod ihres Freundes. Einige sagten überhaupt nichts. Sie saßen zudem unbeweglich, noch unter dem Eindruck des Schocks stehend.

Andere hielten die Köpfe gesenkt und weinten. Auch an den Nebentischen waren die meist jungen Gäste aufgestanden und schauten zu Suko, McDuff und dem Toten.

»Was geschieht denn mit der Leiche, Sergeant?« fragte Stiletto.

»Wir werden sie hier bei dir ablegen.«

Stiletto wollte protestieren. Er bekam jedoch keinen Ton heraus.

McDuff schaute ihn nur an. Da senkte Stiletto den Kopf. »Es ist nicht für immer. Du brauchst auch keine Angst davor zu haben, daß der Tote erwacht. Hast du einen Keller?«

»Ja.«

»Dann geh vor!«

Stiletto schlich gebeugt in Richtung Treppe. McDuff folgte ihm mit dem Toten, während Suko kurzerhand zurückblieb.

Er setzte sich auf einen freien Stuhl, nicht weit von der Gruppe junger Leute entfernt. Jemand brachte ihm ein Glas Wasser, das der Inspektor gern annahm.

In seinem Kopf hämmerten die Schmerzen, sie ließen sich jedoch ertragen. Außerdem konnte es sich Suko nicht leisten, jetzt

aufzugeben. Nach wie vor irrten die Vampire durch den Ort. Wer wußte schon, wen sie noch alles in ihre Gewalt gebracht hatten?

Er trank die Flasche leer. Jemand kam zu ihm. Das Mädchen mit dem Lametta im Haar. »Darf ich mich setzen, Sir?«

»Bitte.«

»Sie haben auch etwas abbekommen, nicht?«

»Ja, einen Mülltonnendeckel. Der hat mich von den Beinen geholt.«

»Woher kommen die Vampire, Sir?«

»Ich weiß es nicht. Sie waren plötzlich da. Sie kamen mit einem Planwagen…«

»Und warum haben sie sich ausgerechnet diesen Ort hier ausgesucht?«

Suko wußte es zwar, er rückte jedoch nicht mit der Wahrheit heraus. »Reiner Zufall. Es hätte auch ein anderer Ort in der Nähe sein können. Da steckt man nicht drin.«

»Jagen Sie eigentlich Vampire, Sir?«

Suko nickte. »So kann man es sagen. Aber nicht nur Blutsauger, auch andere Dämonen.«

»Gibt es die denn?«

»Leider.«

Das Mädchen drückte sich auf seinem Stuhl zurück und hob die schmalen Schultern, als würde es frieren. »Nein, nein, ich kann mir das nicht vorstellen. Es ist einfach…«

»Beten Sie darum, daß wir die Brut stoppen können. Ein nicht gefaßter Vampir kann eine Hölle entfachen, die sich wie ein Flammenwald blitzschnell ausbreitet.«

»Das kann ich mir vorstellen.«

McDuff kehrte zurück, im Schlepptau den bleich gewordenen Stiletto. »Der Tote liegt in einem leeren Kellerraum. Ich werde bei Tagesanbruch dafür sorgen, daß man ihn abholt.«

»Das ist wohl am besten.«

Der Sergeant holte sich einen Stuhl heran und setzte sich zu Suko.

Das Mädchen ging wieder.

»Was machen wir jetzt, Suko?«

»Wenn ich das wüßte. Wir müssen die Frau finden, die Paul zu einem Blutsauger gemacht hat.«

»Eigentlich ist Lauder klein, aber in diesem Fall verdammt groß für meinen Geschmack. Wenn ich recht darüber nachdenke, gibt es zahlreiche Ecken und Winkel, wo sich die Blutsauger verbergen können. Die können sich in den Wäldern der näheren Umgebung aufhalten oder sich in Keller drücken, alles ist möglich.«

»Dann müßten wir wieder gehen«, sagte Suko. Er tastete seinen Kopf ab. Wo ihn der Deckel erwischt hatte, wuchs eine Beule. Die Schmerzen waren nicht verschwunden, nur etwas abgeklungen.

»Zu Sinclair?«
»Auch. Wir wollten uns am Wagen treffen.«
McDuff hob die Schultern. »Hoffentlich hat er mehr Glück gehabt als wir.«
»Das glaube ich kaum. Dieser weibliche Vampir hat sich in unserer Gegend herumgetrieben, nicht bei ihm.«
»Da gibt es noch einen Kerl.«
»Ja.«
McDuff ballte seine Hände. »Ich drücke John jedenfalls die Daumen, daß er es packt. Er muß die Brut einfach löschen. Wenn etwas passiert und die Blutsauger es wiederum schaffen, Menschen in ihren Bann zu ziehen, ist alles vorbei.«
Suko stand auf.
Die Gespräche waren wieder aufgenommen worden, jedoch nur flüsternd. Es gab keinen Gast, der nicht unter Schock stand. Die jungen Leute waren urplötzlich mit der Grausamkeit des Todes konfrontiert worden, darüber kamen sie nicht so leicht weg.
Noch einmal schärften ihnen Suko und McDuff ein, den Raum nicht zu verlassen.
»Wenn der Vampir trotzdem kommt? Was machen wir dann?« fragte Stiletto zu recht.
»Wir werden hin und wieder anrufen und uns erkundigen«, erklärte Suko.
»Das ist wohl das einzige.«
»Haben Sie Kreuze?«
»Nein.«
»Nirgendwo ein Kreuz?«
»Doch, ich.« Von einem kleinen Tisch her meldete sich ein junges Mädchen. Es war nicht allein damit. Plötzlich zeigte es sich, daß auch die anderen jungen Leute mit Kreuzen ausgestattet waren, wenigstens die meisten von ihnen, denn die Kreuze waren in Mode gekommen.
Suko nahm sich noch die Zeit und schaute sie sich näher an. Die Kreuze besaßen die unterschiedlichsten Formen. Er sah Doppelkreuze, Henkelkreuze, auch normale und Kreuz-Kleeblätter. Sie bestanden aus den unterschiedlichsten Materialien. Einige von ihnen waren sogar bunt lackiert worden.
»Helfen die denn?« Diese Frage hörten Suko und der Sergeant immer wieder.
Suko wollte ihnen nicht zu viele Hoffnungen machen und auch nicht absagen. »Zumindest werden sie den oder die Vampire abschrecken. Das ist auch etwas.«
Damit mußten sich die Gäste zufrieden geben.
McDuff und Suko verließen die Disco, begleitet von den ängstlichen Blicken der Gäste…

***

Für mich wurde in den folgenden Sekunden ein fürchterlicher Alptraum Realität. Was ich eigentlich nicht hatte für möglich halten wollen, zeigte sich nun mit all seiner Grausamkeit.

Erst meine Mutter, jetzt der Vater. Die Blutsauger gingen daran, unsere Familie fertigzumachen.

Es war der Vampir vom Wagen. Nicht einmal seinen Schlapphut hatte er abgenommen. Er bedeckte seinen Kopf wie ein Ufo. Dazu trug er den langen Mantel, der an der Seite noch einige Blutspritzer zeigte.

Ob er meinen Vater schon etwas angetan hatte, konnte ich nicht sagen. Ich hörte Vater ächzen. Der Blick auf ihn wurde mir durch den breiten Rücken des Vampirs verwehrt.

Ich stürzte auf ihn zu.

Natürlich hatte auch Richard bemerkt, daß er und mein Vater nicht mehr allein waren.

Ich befand mich mitten im Lauf, als er sich herumdrehte.

Für einen Moment sah ich das bleiche Gesicht, den Mund mit den blutigen Lippen, und ich schlug zu.

Die Gestalt verschwamm vor meinen Augen. Ich befand mich in einem Zustand der nervlichen Anspannung, den man schon mit Raserei umschreiben konnte. Ich wollte den Blutsauger mit einem Hieb fertigmachen, ihm das Kreuz ins Gesicht drücken und…

Er flog vom Bett.

Allerdings nicht aufgrund meines Schlages. Der hatte ihn zwar auch erwischt, doch am Hut und nicht im Gesicht. Der Schlapphut wirbelte davon, der Vampir selbst hatte sich rücklings über das Bett geworfen und rollte über den Boden.

Normalerweise hätte ich jetzt nachsetzen müssen, aber mein Vater war mir wichtiger.

Ich lief zu ihm.

Er lag auf dem Rücken, seine Lippen zuckten, die Augen standen weit offen.

»Hat er dich, Dad…?«

Er schüttelte den Kopf. »Noch nicht, John. Ich… ich konnte ihm den Arm entgegenstrecken. Unter dem Kinn habe ich ihn mit der Hand erwischt, aber lange hätte ich es nicht mehr …«

»Okay, Daddy, okay, den Rest erledige ich.« Ich schraubte mich in die Höhe.

Der Blutsauger war an der anderen Seite zu Boden gefallen. Als ich ihn sah, rannte er los.

Sein Ziel war die Tür. Der lange Mantel wehte hinter ihm her. Er wirkte wie Dracula auf der Flucht.

Ich hechtete ihm nach.

Mit einer Hand verkrallte ich mich in seinen Mantel, aus dem er

jedoch mit einer gedankenschnellen Bewegung herausschlüpfte. Er war raffiniert und konnte mir wieder entwischen.

Vor mir verließ er das Krankenzimmer, doch bis zur Treppe kam er nicht mehr. Da holte ich ihn ein und fegte ihn mit der linken Hand herum. Er drehte sich auf der Stelle, bevor er zurückflog und mit dem Rücken gegen eine der verschlossenen Türen krachte.

Wir starrten uns an.

Aus dem Zimmer meines Vaters fiel nur wenig Licht. Als bleicher Streifen verteilte es sich zwischen uns.

Ich hatte das Kreuz und hielt es ihm entgegen. Dahinter glich mein Gesicht einer Maske. Der Vampir tat nichts mehr. Er stand da und zuckte. Manchmal gab er ein Geräusch ab, als würde eine alte Lokomotive Dampf ablassen.

»Du hast keine Chance mehr, überhaupt keine.« Ich brachte mein Kreuz noch näher an ihn heran.

Er stand da und hatte die Schultern angehoben. Fieberhaft suchte er nach einem Ausweg und sah mein Kopfschütteln. »Keine Chance, Blutsauger. Du nicht mehr und auch nicht deine Schwester.«

Er rollte mit den Augen. »Sie ist noch da. Sie wird sich ihre Opfer holen.«

»Nicht mehr.«

»Doch, sie wird…«

»Was wird sie?«

»Ich sage es nicht.«

»Wirklich nicht.« Mein Kreuz näherte sich seinem Gesicht. Er mußte bereits die Ausstrahlung spüren. Ich sah es ihm auch an, denn sein Gesicht verzog sich in tiefer Qual.

»Deine Schwester und Mallmann. Er hat euch zum Vampir gemacht. Wo steckt Mallmann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Er hat sich meine Mutter geholt. Ich werde sie befreien, koste es, was es wolle. Ich will von dir wissen, wo sich Mallmann befindet. Verdammt noch mal, sag es.«

»Ich kann nicht!«

»Ist er in Lauder?«

»Nein!«

»Wo dann?«

Der Blutsauger heulte auf. »Ich weiß es wirklich nicht. Ich habe keine Ahnung.«

»Was wollte er mit der Frau?«

»Blut, ihr Blut…«

Ich erschrak bis ins Mark. »Hat er das Blut meiner Mutter getrunken, hat er das?«

»Ich weiß es auch nicht. Er braucht ja Blut. Er wird es sich

genommen haben.«
»Hast du es gesehen?«
»Nein, nicht…« Er wollte eine Hand ausstrecken, zuckte aber zurück, weil das Kreuz zu nahe war.
Ich nahm es auch nicht weg und fragte weiter. »Was wolltest du bei meinem Vater? Hat Mallmann dich geschickt?«
»Ja, ich sollte ihn zum Vampir machen. Er wird sich an euch Sinclairs rächen.«
Die Worte sagte er mir beim Anblick des Kreuzes ins Gesicht. Will Mallmann mußte bei ihm einen unbeschreiblich großen Eindruck hinterlassen haben, daß er sich dermaßen an diese Leitfigur hing.
Geduckt und sich gleichzeitig mit dem Rücken gegen die Tür pressend stand er vor mir. Er suchte nach einem Ausweg, doch er würde an meinem Kreuz nicht vorbeikommen.
Vielleicht eine halbe Armlänge von ihm war es entfernt. Er spürte die Strahlungen, das andere, das ihn leicht vernichten konnte. Er öffnete den Mund.
Plötzlich quoll Rauch über seine Lippen: Nicht nur ich erschrak, auch der Blutsauger, als er diesen Rauch wie Nebel vor seinem Gesicht hochsteigen sah.
Dann brüllte er vor Schmerzen auf, ohne daß ich ihn berührt hätte.
Ich zuckte zurück, denn Flammen schlugen aus ihm hervor.
Sie erfaßten seinen gesamten Körper und umgaben ihn wie ein zweiter Mantel.
Kein normales Feuer. Die Flammenarme leuchteten in einem hellen Grün, und ich hörte ihn schreien.
»Brennendes Blut! Das alte Blut, es brennt! Das alte Blut brennt mich aus. Dein Kreuz, das Blut, ich…«
Er sackte in dem Flammenkäfig zusammen. Seine Gestalt war schlimm anzusehen. Sie schrumpfte von Sekunde zu Sekunde, fiel zusammen, zerrieselte und setzte ihren Weg nach oben hin fort.
Zuletzt blieb der Kopf übrig. Bei ihm bewegte sich hektisch der Mund. Noch einmal hörte ich ihn schreien.
»Brennendes Blut! Brennen…«
Schluß – aus.
Auch sein Kopf zerfiel zu Staub, und die Flammen sanken gleichzeitig zusammen.
Das Feuer hatte keine Hitze ausgestrahlt, keinen Geruch abgegeben, es war magisch gewesen und wahrscheinlich nur deshalb entstanden, weil ich den Vampir mit dem Kreuz angegriffen hatte. Das alte Blut, das verdünnt durch Mallmanns Biß auch in den Adern des Vampirs geflossen war, hatte ihn verbrennen lassen.
Brennendes Blut!
Nie zuvor hatte ich so etwas erlebt, aber ich wußte Bescheid und

würde mich danach richten.

Das Kreuz steckte ich ein, als ich mich umdrehte und der Asche keinen Blick mehr gönnte.

Ich ging zurück in das Krankenzimmer meines Vaters. Der alte Herr schaute mir entgegen. Erleichterung malte sich auf seinem Gesicht ab, als er mich erkannte.

»Du hast es wieder einmal geschafft, John?«

»Ja, Dad.« Ich lächelte ihm zu. »Ich war dir noch etwas schuldig.«

»Was meinst du damit?«

»Denk an den Vampir-Gnom.«[2]

Er winkte ab. »Ach nein, das ist vergessen.«

»Nicht für mich.«

Er hatte sich mehr hingesetzt. Die Angst war aus seinen Augen verschwunden und einer gewissen Sorge gewichen. »Hast du eine Spur von deiner Mutter gefunden, John?«

»Nein, Dad, leider nicht. Sie ist und bleibt verschwunden. Auch der Blutsauger konnte oder wollte mir nichts sagen.«

Horace F. Sinclair nickte. Er schabte mit den Handflächen über die Bettdecke. »Ich habe es geahnt. Diesmal sind die anderen stärker. Ihre Falle war einfach zu perfekt aufgebaut.«

»Noch wissen wir nicht, Dad, was mit Mutter geschehen ist. Ich weiß nicht, ob Mallmann sie schon gebissen hat.«

»Er ist ein Vampir, Junge!«

»Das stimmt. Nur möchte er gleichzeitig seine Pläne in die Tat umsetzen. Ich bin davon überzeugt, daß auch Mallmann Opfer bringen wird, um die Pläne in Angriff zu nehmen.«

»Das hieße dann Verzicht.«

»Richtig. Vorerst.«

»Junge, in was sind wir da hineingeraten?«

»In ein sehr grausames und teuflisches Spiel, Dad. Mallmann kennt kein Pardon, wenn es um seinen Vorteil geht. Er ist zudem mit allen Wassern gewaschen und kann aus dem vollen schöpfen. In der Vergangenheit hat er viel gelernt, ich glaube, daß er davon auch nur einen Hauch vergessen hat.«

»Und zuvor will er dich ausschalten?«

»So sieht es aus. Er hat mich an einer der schwächsten Stellen überhaupt getroffen. Auch Suko und ich sind praktisch in diese Gegend gelockt worden. Natürlich hoffte Mallmann gleichzeitig, daß dieses Vampir-Paar stärker war als wir. Bisher haben wir gesiegt. Aber Mallmann wird trotzdem nicht aufgeben, nicht bei einem Trumpf, wie es Mutter ist.«

»Was ist mit dieser Frau?«

Ich hob die Schultern. »Keine Ahnung, Dad. Ich gehe davon aus, daß sie lebt, obgleich Suko und Sergeant McDuff noch die Augen

offenhalten. Dann haben einige Männer aus Lauder eine Art Bürgerwehr gegründet. Kannst du dir das vorstellen?«

»Nein.«

»Es ist aber so. Sie sind auf Vampirjagd.«

»Himmel, das darf nicht wahr sein.« Für einen Moment schloß der alte Herr die Augen. »Wissen die denn, in welch eine Gefahr sie sich damit begeben haben?«

»Ja – doch ich konnte sie nicht belehren.« Ich wechselte das Thema. »Sag mal, wo ist der Doc?«

»Er wurde angerufen und mußte weg.«

»Wohin?«

»Weiß ich nicht. Es schien nur sehr dringend zu sein. Er hat eine Krankenschwester zurückgelassen, die…« Mein Vater erbleichte, als er mein Gesicht sah. »Nein, John, das ist …«

»Doch, Dad, es blieb mir keine andere Möglichkeit. Sie ist zu einem Vampir gemacht worden und hat die oberen Räume bewachen sollen. Es tut mir auch leid.«

»Schon gut«, flüsterte mein Vater, »schon gut.«

»Hat dir der Arzt nicht gesagt, wohin er gefahren ist, Dad?«

»Leider nicht.«

Wir schwiegen uns in den folgenden Sekunden an. Mein Vater unterbrach die Stille schließlich. »John, du mußt weg, denk an die andere Blutsaugerin. Hol sie dir.«

»Und dich alleine lassen?«

»Es geht nicht anders.«

»Dad, die wird gemerkt haben, was mit ihrem Bruder passiert ist. Vampire haben für so etwas einen untrüglichen Sinn. Die weiß bestimmt ganz genau, wo sie ansetzen muß…«

»Und dann?«

»Bist du lebensmüde, wenn du sie hier erwarten willst.«

Mein alter Herr lächelte. »Wie wäre es denn, wenn wir zusammen auf die Jagd gingen?«

»Was? Du willst hier verschwinden?«

»Klar doch. Ich fühle mich wieder einigermaßen auf dem Damm. Wenn du in meiner Nähe bist…«

»Ich glaube kaum, daß du es schaffst, den Ort zu durchwandern. Das ist nicht drin.«

»Dann läßt du mich hier?«

»So ist es.«

»Und du?«

»Ich bleibe in deiner Nähe. Wenn der Doc zurückkehrt, gehe ich. Wie ist das? Fuhr er mit seiner Trau?«

»Nein, die ist zu einer Freundin gegangen. Sie wollte dort übernachten.«

»Ah ja…«

»Macht dich das auch mißtrauisch?«

»Nein, Dad, überhaupt nicht. Sie hat wahrscheinlich das einzig Vernünftige getan.«

Als ich aufstand, fragte mein Vater. »Willst du jetzt doch gehen?«

»Ja, ich bleibe aber im Haus.«

»Und?«

»Ich schaue mich nur um. Vielleicht turnt der weibliche Blutsauger vor dem Haus herum. Man muß mit allem rechnen. Vampire sind ungemein trickreich.«

»Da hast du wohl recht.«

»Bis gleich, Dad, ich lasse die Tür offen.«

»Noch eins, John. Könntest du mir nicht deine Beretta überlassen. Du hast das Kreuz und…«

»Gern hätte ich das getan. Nur habe ich sie nicht. Man hat sie mir abgenommen.«

»Wer?«

Ich winkte ab. »Das ist eine lange Geschichte. Ich werde sie dir später erzählen.«

Die Asche, die das brennende Blut hinterlassen hatte, lag noch immer in der Ecke. Sie war dunkel, auf der Oberfläche lag ein matter Glanz.

Ich schritt die Treppe hoch und spürte eine Gänsehaut. Weshalb sie sich auf dem Gesicht festgesetzt hatte, konnte ich auch nicht sagen. Jedenfalls war sie vorhanden.

Gefahr?

Ich blieb am Ende der Treppe in der großen Diele stehen. Verändert hatte sich nichts. Sie zeigte noch immer diese fürchterliche, makabre Szene.

Und doch war etwas anders geworden. Sehr vorsichtig durchquerte ich die Diele. Meine Rechte steckte in der Tasche, ich berührte mit den Fingern das Kreuz.

Ich betrat ein Zimmer, dessen Tür nicht geschlossen war. Den ersten, den zweiten Schritt, vorbei an der Tür – da erwischte es mich.

Der Schlag traf nicht meinen Kopf, dafür den Nacken. Als wäre ein schwerer Sandsack dagegengefallen, so kam es mir vor. Ich sah mich fallen, ich spürte den wilden Druck, ich sah auch die Sterne vor meinen Augen blitzen, dann gar nichts mehr.

Regungslos blieb ich auf dem Holzboden liegen. Für Blutsauger eine leichte Beute…

***

Als Suko und McDuff den Planwagen erreichten, sahen sie einige Männer aus der Bürgerwehr. Die Leute standen zusammen, tranken Tee und auch Whisky, um sich aufzuwärmen.

»Habt ihr jemand gesehen?«

»Ja.«

McDuff erzählte sein Erlebnis. Die Männer bekamen große Augen und bleiche Gesichter. Damit hätten sie nicht gerechnet, jetzt wußten sie wieder, wie ernst es war.

Die Straße hatte eine weiße Schicht bekommen. Der Planwagen ebenfalls. Die abgestellten Fahrzeuge konnten kaum noch erkannt werden. Innerhalb von zwei, drei Stunden war Lauder unter der weißen Decke begraben. Jemand stampfte herbei. Er lief sehr schnell. Im Schneegestöber sah es aus, als würde er tanzen.

»Das ist Kincaid«, sagte McDuff.

Der Mann gehörte nicht zu dieser Bürgerwehr, aber er hatte trotzdem etwas erfahren und auch gesehen.

»McDuff – gut, daß ich dich sehe.«

»Was ist denn?«

Kincaid wischte Schnee aus seinem Gesicht. »Ich glaube, daß ich sie entdeckt habe.«

»Wen?«

»Die Fremde!«

»War sie allein?«

»Ja.«

»Wo war das?«

Kincaid drehte sich und deutete schräg gegen einen Hang. Zwar nicht dort oben, aber sie lief in die Richtung. Sie schien es ziemlich eilig zu haben. Ich konnte sie von meinem Wohnzimmerfenster aus gut beobachten. Ich habe sie nicht verfolgt, sondern euch Bescheid gesagt.

»Das ist auch gut gewesen«, erklärte Suko und nickte.

»Was kann sie dort wollen?« fragte McDuff.

»Eigentlich ist es nicht ihre Gegend.«

»Wie meinen Sie das?«

Suko zeigte ein knappes Lächeln. »Ich kenne zwar Lauder nicht besonders, weiß aber, daß in der Gegend da oben nicht sehr viele Menschen wohnen. Wenn man es vergleicht mit der Disco und deren Umgebung.«

»Ja«, sagte McDuff, »ja, da haben Sie recht. Da haben Sie sogar sehr recht. Bis auf eine Kleinigkeit.«

»Die wäre?«

»In der Nähe steht auch das Haus der Sinclairs!«

Suko starrte den Polizisten an. »Verdammt. McDuff, ich glaube wir sollten nicht mehr länger hier am Wagen stehen.«

Der Sergeant nickte heftig. »Das meine ich auch!«

***

Brennendes Blut – Blutsverwandtschaft im eigentlichen Sinne des

Wortes, das alles waren Begriffe, die für Fatima besonders ins Gewicht fielen. Sie und ihr Bruder wollten den Plan des Meisters durchführen. Sie waren eine Gemeinschaft. Sie hingen zusammen und ließen sich durch nichts stören, bis zu diesem schrecklichen Augenblick, als Fatima, die bereits auf Jagd nach einem neuen Opfer war, es spürte.

Es war wie ein Schlag, ein mächtiger Hieb, nein, ein Brennen in ihrem Innern.

Kaltes Feuer, brennendes Blut…

Sie hatte an der Rückseite eines Hauses gestanden, geschützt durch den fallenden Schnee und gleichzeitig in Deckung eines Abhangs. Da war sie so gut wie unsichtbar gewesen. Über ihr schimmerte ein heller Fleck durch den tanzenden Vorhang. Da brannte Licht hinter einem Fenster, ein Zeichen, daß die Bewohner noch auf den Beinen waren.

Und dann das!

Sie beugte sich vor. Aus ihrem Mund drangen Geräusche, als würde ein Tier schreien. Es gelang ihr auch nicht, auf den Beinen zu bleiben, die Schwäche trieb sie nach vorn. Fatima mußte die Arme langmachen und sich abstützen. Die Hände verschwanden im Schnee. In dieser Stellung blieb sie.

Es brannte noch immer. Ihr Blut kochte. Sie wußte, daß etwas Furchtbares geschehen war. Es hing mit ihrem Bruder zusammen, zu dem sie eine besondere Beziehung hatte.

Er verging, sie lebte ihr untotes Dasein weiter. Aber wie sie das tat, war grauenvoll.

Aus ihrem offenen Mund rann der Geifer. Zischend tropfte er in den Schnee.

Sie heulte und wimmerte, fiel hin, wälzte sich durch die weiße Pracht und glaubte ebenfalls, getötet zu werden. Gleißende Hitzewellen durchschossen ihren Körper, erreichten ihr Gehirn und explodierten dort!

Wie eine Verwundete arbeitete sie sich durch den Schnee, kroch ein Stück den Abhang hoch, um nach der Hälfte der Strecke kraftlos wieder zurückzurutschen.

Auf dem Bauch blieb sie liegen. Das Gesicht in den pappigen Schnee gepreßt.

Das Wissen um den Tod ihres heißgeliebten Bruders schüttelte sie.

Noch immer brannte das alte Blut auch in ihrem Körper nach, aber es zerstörte ihn nicht.

Das allein zählte.

Der Anfall war plötzlich gekommen, allmählich klang er ab. Vielleicht war es die Macht der Dunkelheit und die des Mondes, daß sie es schaffte, wieder auf die Beine zu kommen.

Sie blieb nicht stehen, wankte einige Male im Kreis, bis sie wieder zu sich selbst gefunden hatte.

Richard war getötet worden, man hatte ihn vernichtet. Sie aber lebte noch.

Ein Ziel stand vor ihren Augen.

Rache!

Fatima wollte fürchterlich zuschlagen. Der Tod ihres Bruders hatte sie in einen regelrechten Blutrausch versetzt, und sie wußte genau, wo sie hinzugehen hatte…

***

Horace F. Sinclair sah, wie sein Sohn John durch die offene Tür verschwand. Ein Lächeln lag auf den Lippen des älteren Mannes. Er freute sich darüber, daß John im letzten Augenblick erschienen war.

Lange hätte er der Kraft des Vampirs nicht standhalten können.

Das Lächeln aber verschwand von seinen Lippen, als er an die Person dachte, die er am meisten liebte. An seine Frau Mary. Selbst John war es nicht gelungen, eine Spur seiner Mutter zu finden. Dieser verfluchte Vampir hatte alles gelöscht.

Sinclair schwebte zwischen Hoffen und Bangen. Einerseits brauchte ein Vampir Blut, zum anderen aber dachte er daran, einen großen Plan zu erfüllen, und er mußte beides irgendwie in die Reihe bringen. Wie er das schaffte, war seine Sache.

Er hörte, wie John die Treppe hochging. Oben würde er wieder das Grauen sehen. Sinclair selbst hatte nur davon gehört. Für die Helferin mußten es schlimme Minuten gewesen sein, als es der Vampir schaffte, sie in sein dunkles Reich zu ziehen.

Jetzt existierte sie nicht mehr. Lauder war über Nacht zu einer Vampirhölle geworden. Wie ein mächtiges Fallbeil war der Fluch der Untoten über der Stadt zusammengefallen.

Von oben hörte er nichts mehr. Wahrscheinlich durchsuchte John die anderen Räume. Sinclair dachte an die Worte des Docs, als dieser das Haus verlassen hatte.

»Lange werde ich nicht bleiben, Horace…«

Nun war er schon sehr lange weg.

Tief atmete der ältere Mann ein. Er spürte wieder Schweiß auf seiner Stirn, wischte ihn mit einem Tuch weg und nahm auch einen Schluck vom Saft.

Er leerte das Glas, ließ sich wieder zurücksinken, behielt die Lage nur wenige Sekunden bei, weil ihn irgend etwas störte und er sich hinsetzte.

Was hatte ihn gestört?

Horace F. Sinclair dachte darüber nach und kam zu dem Entschluß, daß es die Stille gewesen sein mußte. Diese unnatürliche Ruhe in dem Haus.

Okay, John war nicht mehr in der Nähe, aber er hätte ihn zumindest

hören müssen.
Es blieb ruhig.
Sekunden dehnten sich für Sinclair zu winzigen Ewigkeiten. Wenn er etwas vernahm, war es nur sein eigener Atem, der ihm eben wegen der Ruhe schon überlaut vorkam.
Er räusperte sich die Kehle frei, denn er brauchte einfach einen Ansprechpartner. Er wollte nach seinem Sohn rufen, hatte auch schon angesetzt, als sich wieder das erleichterte Lächeln auf seinen Mund legte.
Von oben hörte er Schritte!
John war also doch da!
»Meine Güte!« stöhnte er. »Da macht man sich selbst verrückt. Es ist schon schlimm, wenn man alt wird.«
So wartete er und lauschte dem Klang der Schritte. Anhand der Geräusche konnte er inzwischen genau sagen, welchen Weg derjenige nahm, auch wenn Sinclair ihn nicht sah.
Jemand kam die Treppe herunter. Zunächst achtete Sinclair nicht so sehr darauf, bis ihm plötzlich einfiel, daß diese Schritte nicht seinem Sohn gehörten.
Da kam jemand anderer…
Oder?
Zweifel wuchsen in ihm, flachten ab, waren wieder da. »John, bist du es?«
»Nein, Horace, ich!« Zusammen mit der Antwort drückte der Sprecher die Zimmertür nach innen, so daß sie bis gegen die Wand prallte und dort zur Ruhe kam.
»Du, James!«
»Ja.«
Es war der Arzt, der seinen langen Wintermantel auszog, nachdem er die Tasche abgestellt hatte. Den Mantel legte er über die Lehne eines Stuhls. »Was ist gewesen, James?«
Der Arzt, ein Mann mit Halbglatze und Brille hob die Schultern.
»Was soll ich dazu sagen? Der Patient hat Glück gehabt. Blinddarmdurchbruch. Ich konnte nicht viel tun, er liegt jetzt im Krankenhaus, hoffe ich.«
»Das ist verdammt mies.«
»Da sagst du was.«
»Bei dem Wetter kommt kaum jemand durch.« Horace nickte.
»Und zu den Dingen, die hier passiert sind, sagst du nichts, James?«
Der Arzt stellte seine Tasche auf den Stuhl. »Von welchen Dingen redest du?«
Sinclair lachte. »Hast du oben im Flur nicht das Blut gesehen. All das Grauen.«
»Welches Blut?«

»James, jetzt tu mir aber kein Leid an. Da oben muß es schrecklich aussehen.«

»Woher weißt du das? Hast du nachgeschaut?«

»Nein.«

Der Doc lächelte süffisant. »Na bitte.«

»Ich habe es von meinem Sohn, von John.«

Hinter den Brillengläsern verengten sich die Augen des Arztes.

»John war hier?«

»Ja, hier im Raum.« Sinclair schlug mit der flachen Hand auf die Bettdecke. »Und er hat es geschafft, mein Leben zu retten, da mich ein Vampir angefallen hat.«

»Was?« James schlug gegen seine Stirn. »Ein Vampir in meinem Haus, Horace?«

»Genau.«

»Aber das ist doch unmöglich. Das kann ich mir nicht vorstellen, verdammt noch mal!«

»Tut mir leid, aber es entspricht den Tatsachen. Ich phantasiere nicht, James.«

»Was ist denn mit dem Vampir geschehen?«

»Kannst du dir das nicht denken? John hat ihn erledigt. Geh in den Flur, schau nach links, da siehst du noch die Asche.«

»Das mache ich auch.«

Der Arzt verschwand und gab Horace F. Sinclair Gelegenheit, um über gewisse Dinge nachzudenken. Der Arzt kam ihm sehr verändert vor. Bei manchen Gesten und Antworten hatte er gewirkt wie ein schlechter Schauspieler. Man glaubte ihm einfach nicht. Er hatte zu übertrieben reagiert, zu bombastisch.

Was war mit ihm geschehen? Auch glaubte Sinclair seinem Sohn mehr als dem Doc. James hätte das Blut einfach sehen müssen und auch die Leiche seiner Helferin.

Außerdem hatte er John mit keinem Wort erwähnt. Hätten sich die beiden nicht treffen müssen?

Allmählich bekam Horace F. Sinclair ein bedrückendes Gefühl.

Plötzlich lag die Schlinge unsichtbar um seinem Hals, war aber noch nicht zugezogen.

Keine Spur, von John und das ungewöhnliche Benehmen des Arztes. Es wies alles auf eine Falle hin.

Er hatte Mühe, sich nichts anmerken zu lassen, als der Doc zurückkehrte. Neben dem Bett blieb er stehen und spielte mit dem Verschluß seiner Arzttasche.

»Habe ich dich angelogen, James?«

»Nein, das hast du nicht. Im… im Flur liegt tatsächlich die Asche des Vampirs.«

Scharf schaute Horace F. Sinclair den Mann an. »Weshalb hast du das

so komisch gesagt?«
»Habe ich das?«
»Ja, mir kam es vor, als würdest du dabei stottern. Außerdem bist du rot im Gesicht geworden. James, verdammt, sag mir, was wird hier gespielt?«
Der Blick des Arztes glitt ins Leere. »Nichts, Horace, nichts, was dich beunruhigen könnte.«
»Das bin ich schon längst, James.«
Der Arzt nickte. »Ich weiß, mein Freund, das sehe ich dir an. Du bist innerlich aufgewühlt. Deshalb werde ich dir auch eine Spritze geben, damit sich dein Zustand ändert.« Die letzten Worte betonte er besonders stark.
»Das will ich nicht.«
»Doch, Horace, doch.«
Der Arzt klappte seine Tasche auf. Sinclair gefiel das überhaupt nicht. Nicht heftig, eher vorsichtig schwang er die Decke zurück, um aufs Bett zu steigen.
Der Windzug streifte den Nacken des Arztes. Blitzschnell drehte sich James um.
Er stieß seinen linken Arm vor, erwischte Horace F. Sinclair an der Schulter und drückte ihn wieder zurück.
»Du bleibst liegen!«
Sinclair starrte ihn an. »Sag mal, bist du verrückt geworden, James? Das ist doch.«
»Ich geb dir jetzt die Spritze!«
»Nein, zum Henker!« Sinclair zeigte sich störrisch. »Ich will endlich wissen, was los ist!«
Der Arzt fuhr herum. Die Spritze hatte schon vorbereitet in der Tasche gelegen. Nun hielt er sie in der Hand, und Sinclair konnte das »Serum« sehen. Es war rot wie Blut!
Und er wunderte sich über die Kraft des Arztes, dessen Handfläche wie festgewachsen auf seinem Körper lag. Ein hartes, böses Grinsen zeichnete die Lippen des Mannes.
»Ich muß sie dir geben, ich werde sie dir geben. Man hat mich gezwungen! Mein Leben ist mir wichtiger, verstehst du?«
»Nein, James, ich verstehe nichts. Tut mir leid. Welches Leben? Was hat man mit dir gemacht? Was befindet sich in der Spritze?«
»Ich war bei ihm.«
»Wo warst du?«
»Er heißt Will Mallmann!«
Ein heißer Schreck durchtoste Sinclair. »Dann… dann hast du auch Mary gesehen.«
»Nein!« flüsterte der Arzt. »Ich habe sie nur gehört.«
»Wie…?«

»Sie hat gestöhnt!« raunte er. »Sie hat so schrecklich gestöhnt. Ich weiß nicht, ob es ihr gutgeht, und in dieser Spritze befindet sich etwas, das mir Will Mallmann mitgegeben hat. Blut, Horace. Das alte Blut, begreifst du?«

Er begriff alles und nichts. In seinem Schädel herrschte ein schreckliches Durcheinander.

Sinclair schaute dem Arzt in die Augen. Und er sah auch die verdammte Spritze, in der sich das Blut befand. Doch er dachte an seine Frau. Er wollte wissen, wie es ihr ging, was mit ihr los war. »Sie… sie hat gestöhnt.«

»Ja…«

»Wo denn, wo ist sie?«

»Nicht weit.«

»Verdammt, ich will…«

»Ich weiß, Horace, daß du zu ihr willst. Das verstehe ich, Mallmann ebenfalls. Du kannst auch zu ihr, wir haben nichts dagegen. Erst jedoch werde ich dich spritzen.«

Sinclair bewegte den Mund, ohne etwas zu sagen. Er hing an Mary, er wollte sie sehen. »Werde ich zum Vampir, wenn du mir das alte Blut gespritzt hast?«

»Kann sein.«

Sinclair holte tief Luft. Gleichzeitig erschlaffte er unter dem Druck der Hand.

James war zufrieden. Er lächelte ruhig. »Es ist gut, wenn du dich nicht wehrst. Ich will nicht, daß sie abbricht und in deiner Vene steckenbleibt. Das verstehst du doch?«

»Ja, ich begreife alles.«

»Es tut nicht weh, Horace. Es ist, so glaube ich, einfach wunderbar. Du wirst danach das Gefühl haben, schweben zu können. Du entschwebst, du verläßt dein Leben, du drehst dieser Welt den Rücken zu. Ein anderes Leben wartet auf dich.« Sinclair hatte die Gegenwehr aufgegeben. Er wollte James in Sicherheit wiegen. »Wo wirst du mir die Spritze hinstechen?« fragte er leise. »In den Arm?«

»Nein, wir können auch den Hals nehmen.« Der Blick des Arztes schweifte ab.

Darauf hatte Sinclair gewartet. Plötzlich stieß er den Kopf vor. Obwohl er selbst noch immer nicht in Ordnung war, mußte er einfach zu diesem Mittel greifen.

Die beiden Stirnen krachten zusammen. Horace hörte einen Schrei.

Vor seinen Augen sprühten und tanzten Funken, und dahinter sah er die Gestalt des Arztes. Der Doc hatte die Arme hochgerissen und warf sich zurück. Er fiel vom Bett und riß noch den Stuhl mit der Tasche um.

Horace F. Sinclair wußte, daß er nur eine Chance hatte, wenn er aus

dem Bett herauskam.

Er rollte sich nach rechts. In seinem Kopf tobte eine wahre Hölle.

Fast blind stieg er in seine Schuhe. Die Jacke des Schlafanzuges stand offen. Die beiden Schöße wehten zur Seite, als sich Sinclair auf unsicheren Füßen in Richtung Tür bewegte.

In seinem Rücken hörte er das Keuchen des Docs und auch dessen Stimme. »Ich kriege dich noch, verdammt! Wir alle kriegen dich…«

Sinclair kümmerte sich nicht darum. Mit den Haaren streifte er an der Türkante entlang. Er kannte sich im Haus aus, mußte, wenn er das Zimmer verlassen hatte, nach rechts, wo die Treppe nach oben führte. Raus aus dieser Rattenfalle, nur raus. Wichtig für ihn war, daß er ins Freie gelangte.

John, Mary, Will Mallmann!

Diese drei Namen zuckten durch sein Gehirn, als er mit zitternder Hand nach dem Geländer tastete und sich daran hochzog.

Sinclair drehte sich nicht um. Hinter sich aber hörte er den Doc, der ihn nicht entwischen lassen wollte.

»Wir kriegen dich! Wir kriegen dich!«

Der Anwalt schaffte die ersten fünf Stufen. Als er seinen Fuß auf die sechste stellte und den Kopf dabei anhob, weil er die Treppe hinaufschauen wollte, sah er sie stehen.

Vier Stufen vor ihm hatte sie sich aufgebaut, und Fatima grinste ihn mit ihrem Vampirgebiß an…

***

Horace F. Sinclair erstarrte. Er hatte das Gefühl, auf der Treppe festzufrieren.

Gleichzeitig drehten sich die Stufen vor seinen Augen, und sie zerrten die Gestalt der Blutsaugerin in diesen wahnsinnigen Taumel mit hinein. Sie stand dort wie eine blutlüsterne Rachegöttin. Breit und mit vom Körper abgespreizten Armen. Allein diese Haltung dokumentierte, daß sie keinen Menschen vorbeilassen würde.

Sie wollte Sinclairs Blut…

Der Mann konnte sich nicht mehr bewegen. Selbst seine Hand schien mit dem Geländer verleimt zu sein. Die Lippen zitterten, Angst stahl sich in seinen Blick. Im Kopf tobten die Schmerzen, die jedoch von dem Wissen, es nicht mehr schaffen zu können, überdeckt wurden.

Hinter ihm lachte James.

»Das ist dein Ende, Horace! Du hättest mich ruhig spritzen lassen sollen. Du hast es nicht getan. Den Grund kenne ich nicht, aber es ist Pech gewesen.«

»Hör auf, verdammt, hör auf!«

»Nein, Horace, es fängt an. Ich werde zuschauen, wie sie dir das Blut abzapft.«

»Mein Sohn – John…«

In seine Worte hinein schallte das harte Lachen des Docs. »Was willst du mit ihm, Horace. Er kann dir nicht helfen. Ich habe ihn ausgeschaltet. Wie ein Blinder ist er in meine Falle gelaufen. Nein, mit ihm brauchst du nicht zu rechnen.«

Horace F. Sinclair wollte es nicht wahr haben. Er rief den Namen seines Sohnes.

***

»Johhnnnn…!«

War es Täuschung oder echt? Ich glaubte, aus unergründlichen Tiefen einen Schrei vernommen zu haben. Jemand wollte etwas von mir, jemand rief nach mir.

Dann war die Sperre da, die meinen Kopf zu einem dumpfen Gebilde gemacht hatte.

Ich wollte mich erheben, ich gab mir selbst einen innerlichen Stoß, hatte längst bemerkt, daß ich auf dem Boden lag, aber ich kam nicht mehr hoch.

Zwar versuchte ich es, doch es ging nichts. Ich sackte wieder zusammen, blieb liegen und geriet wieder in den schlimmen, dumpfen Zustand zwischen Bewußtlosigkeit und Wachsein…

***

Die Stimme erstickte. Horace F. Sinclair konnte nicht mehr. Als er nach Luft schnappte, entstand ein saugendes Geräusch. Ein Echo hatte er nicht bekommen, nicht von John.

Dafür meldete sich der Arzt. »Ich sagte dir doch, Horace, die Chancen sind gering. Nein, noch niedriger. Du hast überhaupt keine mehr, mein Freund.«

Das Geländer befand sich an der rechten Seite, wo die Treppe mit der Wand abschloß. Sinclair spürte das Zittern in seinen Knien, die ständig weicher wurden. Irgendeine Kraft trieb ihn nach rechts. Er konnte sich nicht mehr halten, er hätte sich auch nicht mehr hochziehen können, die Stufenkanten addierten sich zu unüberwindlichen Hindernissen, und die Gestalt der Blutsaugerin auf der Treppe verschwamm vor seinen Augen, sie wurde zu einem Gespenst.

Er fiel über das Geländer…

Seine Handfläche rutschte dabei höher. Der Schweiß hatte sie glatt gemacht, so daß eine nasse Spur auf dem Metall zurückblieb. Auch den Kopf konnte Sinclair nicht mehr oben halten. Er sank ebenfalls dem Geländer entgegen. Das kalte Metall berührte sein Kinn. Er spürte sein Herz jagen, und die Angst in ihm wuchs noch stärker, ebenso wie der große Taumel.

Die weibliche Untote setzte sich in Bewegung. Sie wollte ihn, sie wollte sein Blut.

Zwei Stufen hinter Sinclair war der Arzt stehengeblieben. Er hielt die rechte Hand hoch. Über seine Haut rann Blut in langen Fäden.

Beim Fall war die Spritze zerbrochen, das alte Blut hatte sich auf der Hand verteilt.

»Ja, beiß zu. Ich will, daß du zubeißt. Ich will meine Frau retten. Los, beiß zu!«

Noch eine Stufe, dann keine mehr!

Fatima leckte sich die Lippen. Ihre Zunge sah grau aus wie ein alter Lappen, als sie aus dem Mund hervorsprang. Ihr Gesicht hatte einen Ausdruck angenommen, der kaum beschreibbar war. Die Haut schimmerte in einem kalt wirkenden Blaugrau, der Mund stach kaum davon ab, nur die Augen wirkten wie düstere kleine Teiche.

Mit beiden Händen griff sie zu. Trotz ihrer Brandverletzung schaffte sie es, den Körper des Mannes in die Höhe zu reißen. Horace F. Sinclair wehrte sich nicht mehr.

Er hing in ihren Armen, kraftlos, leergepumpt, ohne einen Funken Energie.

Man hatte ihn fertiggemacht.

Und sie legte sich den Mann zurecht. Den Kopf drehte sie so zur Seite, daß sich die Haut am Hals des Mannes spannen konnte. Sie hatte ihre jugendliche Straffheit längst verloren, aber die Adern darunter konnte sie noch deutlich erkennen.

Mehr wollte sie auch nicht…

Fatima senkte ihren Kopf. Dabei drang ein fauchendes Geräusch über die blassen Lippen.

Noch wenige Millimeter, dann konnte sie die Zähne in den Hals des Mannes schlagen.

Da genau passierte es.

Weil sie sich ihrer Sache sehr sicher war, hatte sie nicht zurückgeschaut, und auch der Arzt war von diesem fürchterlichen Vorgang so fasziniert worden, daß er sich ebenfalls nur auf ihn konzentriert hatte.

Doch am Ende der Treppe tat sich etwas.

Zwei Männer erschienen dort wie Geister. Schneebedeckt. Ein Chinese und ein Weißer.

Der Chinese hielt etwas Silbernes in der Hand, den Dolch.

Und er warf ihn.

***

Fatima spürte den Aufprall, den mächtigen Ruck, den harten Schlag, der ihren Rücken traf und dermaßen schnell geführt worden war, daß sie den Halt verlor.

Sie fiel nach vorn. Es sah so aus, als würde sie Horace F. Sinclair noch mitreißen, doch ein glücklicher Umstand löste den Mann von

ihr, der es trotz seiner Erschöpfung irgendwie schaffte, sich am Geländer festzuklammern.

Fatima aber taumelte an ihm vorbei. Auch bei ihr war es ungewöhnlich, daß sie sich auf den Beinen hielt. Mit staksigen Schritten ging sie die ersten beiden Stufen.

Aus ihrem Mund jedoch, den Augenhöhlen und den Nasenlöchern quoll Rauch.

Sie stand kurz vor dem Ende – und kippte.

Der Länge nach schlug sie auf die Stufen, rutschte vorbei am dem Doc, der mit dem Rücken an der Wand stand, dann schlug sie vor der Treppe auf und blieb liegen.

Der Griff des Silberdolchs ragte aus dem Rücken, über dem sich der Rauch allmählich verteilte.

Dann brach das Feuer hervor.

Brennendes Blut!

Diesmal bei ihr.

Die Flammen schossen giftgrün in die Höhe und bildeten einen mörderischen Käfig, der ihr keine Chance ließ.

Suko, der den Dolch geworfen hatte, stand mitten auf der Treppe.

Seine Gesichtszüge wirkten wie das Eis eines Gletschers.

McDuff kümmerte sich um Sinclair. Er stützte den Mann ab, der nicht mehr die Kraft besaß, sich von allein auf den Beinen zu halten.

Fatima starb stumm.

Das Feuer löschte sie aus. Sie wurde zu Asche, aus der letztendlich der Silberdolch hervorragte wie ein Fanal des Guten.

Sie hatten die mörderische Vampirschlacht gewonnen, aber nicht den Krieg gegen Will Mallmann…

***

Suko hatte mich gefunden, als ich versuchte, zum zweitenmal auf die Beine zu kommen.

Mit seiner Unterstützung gelang es mir. Als ich stand, kam Mc Duff mit dem Whisky. Ich hörte den Berichten der beiden zu, während ich trank.

»Mallmann!« keuchte ich, »wir müssen ihn finden.«

»Ja.«

»Was ist mit Dad?« flüsterte ich.

»Er liegt wieder im Bett. Ich habe ihn hingetragen«, erklärte der Sergeant.

»Und dieser Doc?«

»Den hole ich mir!«

McDuff verschwand, Suko und ich blieben allein zurück. »Ich habe ihren Bruder erledigt, Suko, aber dann…« Ich verzog das Gesicht, weil die Schmerzen wie Lanzenstiche durch meinen Nacken tobten. »Der

Arzt, er muß mich niedergeschlagen haben.«

»Warum?«

»Wir werden es gleich hören.« Mein Gott, mir ging es schlecht. Ich mußte eine Pause einlegen, denn ich konnte mich kaum auf dem Stuhl halten und stützte mich am Tisch ab.

McDuff kam. Beide sah ich etwas verschwommen. Der Sergeant hielt den Doc am Kragen fest. Er schob ihn in den Raum, ein weinendes Bündel Elend, mit dem man Mitleid haben konnte.

»Ich mußte es tun. Ich mußte es Mallmann versprechen. Er hat doch meine Frau!«

»Mallmann?« keuchte ich. Die Nennung des Namens hatte mich fast wieder munter werden lassen.

»Ja.«

»Wo, verdammt?« schrie McDuff.

»In der alten Wildhüterhütte.«

Nun wußten wir genau, wo sich alles entscheiden würde. Und auch ich fuhr mit…

***

Schnee, wohin wir schauten. Auf dem Boden, den Bäumen, den Büschen und aus den Wolken rieselnd.

Vor uns lag die Hütte.

Wenn es Spuren gegeben hatte, so waren sie durch den frisch gefallenen Schnee verdeckt worden.

Ich hielt mich tapfer, keiner brauchte mich mehr zu stützen. Die Gewißheit, Mallmann gegenüberzustehen, hielt mich auf den Beinen. Und ich hatte mir mein Kreuz umgehängt.

Wer uns von der Hütte aus beobachtet hätte, der hätte uns für geisterhafte Gestalten halten müssen. Wie Gespenster durchschritten wir den tanzenden Flockenwirbel, diesen dichten Vorhang, der eine Sicht kaum zuließ.

»Ich gehe als erster!« Meine eigene Stimme kannte ich kaum wieder, so stark stand ich unter Druck.

Keiner hielt mich zurück. Die Tür drückte ich nicht, ich rammte sie auf.

»Mallmann!« brüllte ich, als ich den Raum stürmte, das Kreuz in der ausgestreckten Hand hielt und wenige Augenblicke später die fürchterliche und deprimierende Erfahrung machen mußte, daß die Hütte leer war, bis auf eine Frau.

Die Frau des Arztes!

Sie lag in der Ecke, vergraben unter Decken. Ich zündete Kerzen an; die anderen betraten die Hütte hinter mir. Der Arzt stürzte auf seine Frau.

Sie war *nicht* gebissen worden!

Uns allen fiel ein Stein vom Herzen, aber es blieb eine Frage offen.

Wo befanden sich Mallmann und meine Mutter?

Ich durchsuchte die Hütte, ging hin und her, murmelte irgendwelche Worte, bis sich Suko mir in den Weg stellte.

»Es hat keinen Sinn mehr, John. Mallmann hat die Flucht ergriffen und den Horror hinterlassen.«

»Ja, das glaube ich auch.«

»Wir gehen wieder.«

»Da ist noch etwas!« rief McDuff. »Hier, eine Nachricht für euch.«

Er reichte uns einen Zettel, der um einen Stein gewickelt gewesen war. Ich las den Namen John Sinclair. Wie die übrigen Worte war auch er in Kot geschrieben.

»Willst du vorlesen?« fragte Suko.

»Natürlich.« Das war einfacher gesagt als getan, da ich noch nicht auf der Höhe war und mir das Lesen Schwierigkeiten bereitete. Ich reichte ihn an Suko. »Bitte, mach du es.«

»Gern.«

Und Suko las. Es war eine schlimme Nachricht, die uns übermittelt worden war.

»Ich grüße dich, Sinclair. Die Zeilen sind übrigens mit Blut geschrieben. Rat mal, wessen Blut ich dazu genommen habe? Aber ich will zur Sache kommen. Wir werden bald wieder etwas voneinander hören, Sinclair. Du wirst dich dann um den Blutstein kümmern müssen. Tust du es nicht, schicke ich dir deine Mutter um Mitternacht. Aber anders, als du sie bisher in Erinnerung gehabt hast. Wir hören voneinander…«

Ich stand da, hatte die Hände zu Fäusten geballt und schüttelte den Kopf. »Dieses Schwein!« keuchte ich. »Dieses verfluchte Schwein. Er… er nimmt selbst …« Die Worte versagten mir. Ich kippte einfach um.

McDuff fing mich auf. Er starrte Suko an. »Gütiger Himmel, zu was sind diese Kreaturen nur fähig?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Sie sind zu allem fähig, Sergeant. Wirklich zu allem.«

»Ja, das habe ich selbst erlebt.« Er wischte über seine Augen. »Und noch etwas, Suko. Wenn Sie beide Lauder wieder verlassen haben, wird in diesem Ort nichts mehr so sein wie früher. Die Menschen werden leben, doch unter dem Druck einer grenzenlosen Angst…«

Suko widersprach nicht. Er ging hinaus in den Schnee…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 575 »Vampir-Gespenster«

[2]Siehe John Sinclair Nr. 547 »Der Vampir-Gnom«